

**Erscheint**  
wöchentlich einmal  
in  
**Zürich (Schweiz).**  
Verlag  
der  
**Verlagsbuchhandlung**  
Göttingen-Zürich.  
**Postsendungen**  
franko gegen franko  
Gemeinnützige Briefe  
nach der Schweiz kosten  
Doppelporto.

# Der Sozialdemokrat

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

**Nr. 15.**

**Donnerstag, 9. April**

**1885.**

### Abonnements

werden bei allen Schweizerischen Postämtern, sowie beim Verlag und dessen bekannten Agenten entgegengenommen, und zwar zum voraus zahlbaren  
Vierteljahrspreis von:  
Fr. 2. — für die Schweiz (Anzahlschein)  
Mk. 3. — für Deutschland (Gouvern.)  
R. 1.70 für Oesterreich (Gouvern.)  
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des Weltpostvereins (Anzahlschein).

### Inserte

die Verlagspreise halbiert  
25 Cts. — 20 Pfg.

### Wort an die Abonnenten und Korrespondenten des „Sozialdemokrat.“

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, begnügt sich unser Verlag mit dem deutschen Text, welcher sich dann mit und in Verbindung setzt; andererseits aber, daß auch und möglichst unverzügliche Nachbestellungen möglichst zu liefern.

als möglich an den „Sozialdemokrat“ resp. dessen Verlag selbst abbestellen, sondern sich möglichst an irgend eine unverzügliche Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit und in Verbindung setzt; andererseits aber, daß auch und möglichst unverzügliche Nachbestellungen möglichst zu liefern.

## Parteienoffen! Vergesst der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

## Die Unbesiegbarkheit der Sozialdemokratie.

Warum und wie Herr Schäffle die Kleingewerbetreibenden „retten“ will.

Ein weiterer „ungeheurer“ Fehler der Sozialdemokratie, meint Dr. Schäffle auf S. 37 seiner Schrift, liegt darin, daß dieselbe rein volkswirtschaftliche Reformfragen, und zwar solche, welche als das Anliegen eines verhältnismäßig kleinen Volksbruchtheils — des Industrie proletariats — sich erweisen, aber alle anderen Interessen des ganzen Volkslebens“ stellt. An einer anderen Stelle (S. 85) spricht er von dem Reib von „höchstens einer Million Industrie proletariats“, wobei es allerdings unklar bleibt, ob er das Industrie proletariat schlechtweg oder bloß das „neidische“ Industrie proletariat auf eine Million Individuen tagirt.

Da Hr. Schäffle die Zahlen der jüngsten deutschen Berufsstatistik zur Verfügung standen, so hätte man billigerweise von ihm eine Gegenüberstellung der verschiedenen in Frage kommenden Volksbruchtheile erwarten dürfen, welche die wissenschaftliche Haltbarkeit seiner Eintheilung zu prüfen gestattete; indes Hr. Schäffle liebt es nun einmal, mehr andeutungsweise zu sprechen, und so verzichten wir denn darauf, mit ihm in einen Disput über die Zahl und Bedeutung des Industrie proletariats einzutreten, und begnügen uns mit der Konstatierung seines Bestrebens, sie als möglichst gering darzustellen.

Es gehört das zu seinem System. Wenn nämlich das Industrie proletariat wirklich nur ein so geringer Bruchtheil der Gesamtbevölkerung wäre, und wären ferner diejenigen Elemente der Bevölkerung, in welchen die Sozialdemokratie heute ihre natürlichen Verbündeten erblickt, wirklich am Bestand der privatrechtlichen Gesellschaft interessiert, so wäre damit allerdings der Beweis für die „Ausföhrbarkeit“ der Sozialdemokratie“ erbracht. Darum behauptet Hr. Schäffle Ersteres — ohne und freilich den Beweis für seine Behauptung zu erbringen — und schlägt behufs Erzielung oder Sicherung des Letzteren eine Reihe positiver Sozial-Reformen vor. Charakteristisch ist er dabei, wenn er vom Gewerbe spricht, doch ziemlich kleinlaut, um so unerschrockener dagegen, wo er auf den Ackerbau zu sprechen kommt.

Sehen wir jedoch zunächst, wie er das Kleingewerbe „rettet“.

„Selbst im Gewerbe“, sagt er S. 25, „wird eine Masse zerstreuter, gar nicht kontrollierbaren Kleinbetriebs in Kunst- und Handarbeiten, persönlichen Diensten, Reparaturen immer übrig bleiben.“

Das ist eine sehr tröstliche Behauptung, aber weiter nichts. Charakteristisch sehen wir heute, daß selbst die sogenannten „Kunst- und Handarbeiten“ immer mehr Sache der Großindustrie werden. Wer der Entwicklung der graphischen Gewerbe, der Kunstschneiderei, der Schmuckwaarenindustrie, kurz aller jener Industrien nur einigermaßen folgt, welche in die Rubrik der Kunstgewerbe fallen, der wird dabei die Beobachtung machen müssen, daß heute fast jeder neue Zweig dieser Industrien binnen Kurzem der kapitalistischen Produktion anheimfällt.

Dagegen helfen alle „Fachschulen und Zentral-Lehrwerkstätten“ nichts, die Kunstindustrie ist heute so gut wie jeder andere Industriezweig dem kapitalistischen Betrieb verfallen, und wir können den. Schäffle die angenehme Mittheilung machen, daß unsere Partei in den Kreisen der hierher gehörigen qualifizirtesten Arbeiter vielleicht den verhältnismäßig größten Anhang besitzt. Uns sind eine ganze Anzahl Kunst-Industrien bekannt, deren Angestellte trotz akademischer Ausbildung den Druck der kapitalistischen Ausbeutung fast noch stärker empfinden, als die Arbeiter der eigentlichen Großindustrie.

Auch die Reparaturarbeiten werden heute vielfach in kapitalistisch organisirten Betrieben, und zwar meist besser und billiger ausgeführt, als es den Kleingewerbetreibenden möglich ist. Es ist auch wirklich nicht schade, wenn die Fleischer etc. allmählich aussterben. Die Mehrzahl gehört ein eigener Geschmack dazu, für die Konserbierung dieser prästären Existenzen sich zu erwärmen.

Die Zahl der persönlich Dienenden ist allerdings eher im Ab- als im Zunehmen begriffen, aber gerade dieser Umstand weicht am lebhaftesten gegen die moderne Kapitalgesellschaft. Diese ist es ja, welche immer mehr Leute aus ihrem Ursprunglichen Beruf herausreißt und sie zwingt, sich in dem von Herrn Schäffle so heißgeliebten Kampf ums Dasein den hierhergehörigen Thätigkeitszweigen zu widmen, wo sie übrigens auch oft genug von Kapitalisten ausgebeutet werden. Wir nennen nur die Besatzer der Kellner, Friseur, Lastträger etc.

Späherhalber sei übrigens hier erwähnt, daß auch Hr. Most jüngst in seiner „Freiheit“ in der Zunahme dieser und ähnlicher Berufe ein Argument gegen die Richtigkeit der sozialdemokratischen, speziell der Marx'schen Lehre gefunden zu haben vermeinte. Er ist zu diesem Mißverständnis ebenso legitimirt wie Herr Schäffle. Beide haben ja Marx „popularisirt“. Wie kann man von ihnen verlangen, daß sie ihn gelesen haben?

Nur für Leute, die noch nicht über Marx hinaus sind, folge daher ein Zitat aus dem „Kapital“:

„Endlich erlaubt die außerordentlich erhöhte Produktivkraft in den Sphären der großen Industrie, begleitet, wie sie ist, von intensiv und extensiv gesteigerter Ausbeutung der Arbeitskraft in allen übrigen Produktionsphären, einen stets größeren Theil der Arbeiterklasse unproduktiv zu verwenden.“ (S. 467.)

Natürlich sind diese unproduktiven Arbeiter so gut Proletarier als ihre in den direkten Dienst der Industrie gespannten Brüder; es ist nur ein kleiner Theil von ihnen, der als Lakaien etc. mit dem Dienst auch die Gesinnung verkauft.

Uebrigens werden wir gleich sehen, daß auch Herr Schäffle diesen Leuten wie seinen geliebten Kleinhandwerkern gegenüber dem Landfrieden nicht recht traut.

Noch ein Hoffnungsstrahl winkt ihm.

„Möglich, vielleicht wahrheitsgemäß —“, sagt er S. 76, „bringt wie dem Kleinhandwerk so den Arbeitern der Hausindustrie das herannahende Zeitalter der Elektrotechnik Hülfen. Gelänge es, nicht bloß Wasser und Wärme, sondern auch mechanische Triebkraft in kleinen Mengen wohlfeil zu jedem Zimmer zu leiten, so wäre für eine ganz neue Aera des handwerklichen und hausindustriellen Kleinbetriebs der Boden gewonnen, und zwar durch kollektivwirtschaftliche — staatskommunale — Kraftübertragungsanstalten! Selbstverständlich wäre damit eine allgemeine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse ungetrennt verbunden. Doch schweige ich; ich möchte befürchten, in den Verdacht der „Zukunftsmusik“ zu geraten.“

Hr. Schäffle thut in der That gut daran, zu schweigen, und hätte noch besser gethan, wenn er gar nicht erst von der Elektrotechnik zu reden angefangen hätte. Diese soll dem Kleinhandwerker und Hausindustriellen Hülfen bringen! Weiß Hr. Schäffle denn gar nicht, daß wir im Zeitalter der Ueberproduktion leben? Weiß er nicht, daß um irgend eine motorische Kraft, und sei sie noch so wohlfeil, überhaupt nachbringend verwenden zu können, erst recht Kapital gehört? Kapital in größeren Quantitäten von Rohstoff, von Maschinen etc. etc.

Für die Arbeit, welche mit dem bloßen Meißel, Stichel, Messer u. s. w. verfertigt wird, bleibt der elektrische Motor solange zwecklos, als er nicht eine Maschine treibt, welche diese Arbeit von nun ab verrichtet, und jede Arbeit, welche durch Maschinen verrichtet wird, ist unrettbar an den Großbetrieb verloren. Da die Elektrotechnik der Fabrik nicht nur ebenso gut, sondern ohnedem noch billiger — weil der heute noch sehr erhebliche Kraftverlust bei der Leitung des Stromes von der Centralstelle bis zur Werkstätte hier in Bezug kommt — zur Verfügung steht, als der Haus- oder Werkstatt-Industrie, so ist an eine Verbesserung der Konkurrenzbedingungen der letzteren gegenüber der Fabrik gar nicht zu denken. Die Elektrotechnik kann in wirtschaftlicher Beziehung nur zwei Wirkungen haben. Die eine haben wir hier schon angedeutet: Vermehrung der Ueberproduktion, die zweite heißt Verschleinerung des Uebergangs der Kleinindustrie zur Fabrik- und Großindustrie. Die revolutionärste technische Entdeckung der Neuzeit wird auch, weit entfernt, der wirtschaftlichen Reaktion Vorstoß zu leisten, sich als Hebel der sozialen Revolution erweisen.

Wir übergehen eine Reihe von Maßregeln, durch welche Herr Schäffle der Hausindustrie zu Hülfen kommen will, weil sie sammt und sonders nicht über das hinausgehen, was nicht schon oft, meist sogar von liberaler Seite, vorgeschlagen wäre. Ihm eigenthümlich ist hier nur die Hoffnung, durch Einbeziehung in den Versicherungszwang und durch gesteigerte Ansprüche der Bau- und Wohnungspolizei die Lage der Arbeiter der Hausindustrie heben zu können, sowie die etwas nebelhaft angedeutete Krankenversicherung, bei welcher die Unternehmer, darunter namentlich auch die „Verleger“ der erwähnten Hausindustrie, die Last einer Erwerbsstockung für eine gewisse Zeit zu tragen haben“ sollen.

Ein schöner Gedanke, der aber in der Kapitalgesellschaft schwerlich realisiert werden wird.

Alles Uebrige sind Schulzereien: Bezug des Rohstoffes im Großen, Spar- und Kreditbanken, Fachschulen etc. etc.

Zwischen all' diesen Vorschlägen begegnen wir aber immer dem Hinweis auf ein letztes Ausfallmittel: die Auswanderung.

„Erleichterung der Auswanderung“ (S. 78), „Positive Unterstützung der Auswanderung“ (Seite 75) — man sieht, Hr. Schäffle ist seiner Sache sehr wenig sicher, trotzdem er auf S. 74 beruhigend ausruft: „Auch der Handwerker- und Kleinhandelsstand wird der Sozialdemokratie

nicht dauernd zur Beute werden.“ „Ein großer Theil desselben“, sagt er gleich hinterher, „wird lebenskräftig bleiben oder (N) auswandern — leider vergißt Hr. Schäffle, hinzuzusetzen, wo hin! —, ein anderer Theil, der in die Reihe der Lohnarbeit — im Ganzen (!) ohne Verschlechterung — übergeht, muß durch die dem Proletariat gebührenden Reformen bezüglich der Einkommensbildung zufriedengestellt werden.“

Nun, das klingt nicht gerade sehr erbaulich für das Kleingewerbe. Wider seinen Willen muß Hr. Schäffle hier zugeben, was er immer Niemand macht zu bestreiten: das Verschwinden des soliden Mittelstandes.

Und das passiert ihm noch öfter.

So sagt er auf S. 98:

„Vor Allem sei bemerkt, daß die ganz entschiedene Richtung auf Großbetrieb, welche der Detailhandel angenommen hat“ etc. etc.

Und auf S. 93 empfiehlt er gar:

„Die Konkurrenz der Konsumvereine und der Volksläden ist nicht bloß zu hindern, sondern zu begünstigen. Die Gemeinden seien ermächtigt und ermuntert, gegen das Koalitionsmonopol, welches die Fleischer und Bäcker selbst in Weltstädten handhaben, direkt oder durch Unterstützung gemeinnütziger Vereine in Konkurrenz zu treten. Mit Recht ist jeder Proletar indignirt, wenn er von einem Sinken der Waizenpreise hört, das den Bauern ruiniert, während die Brodpreise niemals sinken wollen. Der Detailhandel — Lexis hat es in klassischer Weise nachgewiesen — ist es, welcher am meisten verschluckt, ohne doch — bei seiner Ueberzähligkeit und bei seinem Betrieb in überzahlten Miethlokalen — selbst fett werden zu können. Hier muß Wandel geschafft werden, wenigstens soweit es die einfachen Qualitäten und die wenigen Objekte des Massenverbrauchs betrifft, durch Konkurrenz von Gemeinde- und Vereinskassernen, nöthigenfalls durch Einschränkung der Verkaufsstellen und durch gemeindliche Erwerbung der letzteren, ohne welche Maßregeln ein zeitgemäßes Tagewesen nicht ausführbar sein dürfte.“

Was bleibt also da von seiner Rettung des Kleingewerbes übrig? Wenig mehr als der fromme Wunsch. Er vergißt sogar, daß das sogenannte Handwerk heute vielfach nur noch durch Ueberzählung des Publikums, gegen die er sich so entrüstet wendet, sein Dasein fristet, daß der Handwerker oft mehr ein verkappter Händler ist als ein Produzent, und schlägt selbst die Mittel vor, die es demselben unmöglich machen, seine Rolle weiter zu spielen — um das Handwerk zu retten, ruiniert er den Handwerker.

Hoffen wir, daß er mit den Bauern glücklicher ist.

## Aus dem Soldatenleben im Frieden.

In's Stammbuch des Herrn Bronsart von Schellendorf.

Zum Thema der Soldatenschilderei in Deutschland erhalten wir aus Minden von einem „ehemaligen Soldaten der ersten Kompanie des 2. westphälischen Infanterieregiments Nr. 15 die nachstehende Zuschrift, die wir selbstverständlich unter aller Reserve hiermit zum Abdruck bringen:

„Geehrte Redaktion! Ich wende mich an Sie, weil ich überzeugt bin, daß Sie es für Ihre Pflicht halten, in jeder Beziehung diejenigen Dinge ans Licht zu ziehen, für welche es in Deutschland unter den heutigen Verhältnissen keine Tribüne gibt. Man liest zwar in deutschen Blättern auch ziemlich häufig von Soldatenmißhandlungen, aber im Ganzen kommt doch kaum der zehnte Theil derselben zur öffentlichen Kenntniss. Und warum? Das pfeifen die Späher von den Dächern. So lange der Soldat direkt oder indirekt noch unter der Militärkontrolle steht, scheut er sich, öffentlich als Zeuge gegen die Vorgesetzten aufzutreten, und ist er endlich aus der Landwehr heraus, so sind die betreffenden „Fälle“ natürlich veraltet. Gestatten Sie mir daher, Ihnen aus meiner Dienzeit einige Vorkommnisse zu erzählen, die ein charakteristisches Licht werfen auf die Art, wie man in Preußen die Söhne des Volkes in der Zeit behandelt, wo sie ihrer schweren Militärpflicht nachkommen.“

Im Jahre 1877 befand sich unter den eingetretenen Rekruten unserer Kompanie der Russetler Hermann. Derselbe war nicht so gewandt, um die zu erlernenden Übungen zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten auszuführen, und auch sonst mochten dieselben wohl kein Gefallen an ihm finden.

Der Gefreite Hochbaum (derselbe war Kapitulant und hatte seine militärische Ausbildung in einer Unteroffizierschule genossen) beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Ausbildung des Hermann. Was dieser arme Mensch von dem genannten Streiber gemerkt und geschunden worden, spottet jeder Beschreibung; die einzelnen Fälle auszuwählen, würde bis ins Unendliche führen.

Wenn der gewöhnliche Rekrutendienst außerhalb der Kaserne beendet war, dann begann für Hermann der viel schlimmere Dienst in brutaler Weise in der Stube, aber nicht in der Küche, ihm etwas zu lehren, sondern ihn zu peinigen. Des Mittags mußten wir auf dem Korridor antreten, woselbst je acht Mann abgetheilt wurden zur Empfangnahme einer großen Schüssel Mittagessen, deren Inhalt wir dann unter uns vertheilten. Natürlich erschien dann auch Hermann, um sein Mittagessen in Empfang zu nehmen, er wurde aber von Hochbaum häufig mit den Worten in die Stube geholt: „Ah Hermann, Du wirst auch etwas zu essen haben? O nein, komm nur herein, wir wollen lieber exerziren.“ Wenn Du einmal exerziren kannst, bekommst Du auch etwas zu essen.“ Während der Mittagspause, und in der Stube überhaupt, mußte der arme Teufel dann mit einem höhernen Schmel, einem alten Bajonettgewehr oder dergleichen allerlei Übungen machen, bis ihm der Nachmittagsdienst von dieser Qual erlöste, welchen er dann antrat, ohne Mittagessen zu haben, um nach beendigtem Dienst seine Übungen



in der Stube fortzusetzen. Ueberhaupt war das Essen Nebenache bei Homann, er mußte seine Nahrung oft heimlich herunter schlucken, sobald er eine Zeitlang unbeobachtet war; dagegen bekam er Faustschläge, Stöße mit dem Gesehr und dergleichen im Ueberflus.

So ging es wochenlang Tag für Tag; zum Arzt wurde Homann einfach nicht zugelassen, wenn er sich krank melden wollte. Der stärkste und gesunde Körper hätte jedoch solcher Schinderei keinen dauernden Widerstand leisten können. Homann war denn auch schließlich infolge von Hunger und Schinderei so abgemagert, daß er fast einem Skelett gleich; an einzelnen Stellen war er von den Schlägen und Stößen an Körper, Armen und Beinen so angeschwollen, daß es ihm zur Unmöglichkeit geworden war, noch Dienst zu verrichten, und so mußte er endlich doch ins Lazareth.

Hier sahen denn nun die Ärzte selbstverständlich, was mit Homann vorgegangen war, und auf Befragen theilte er ihnen alsdann auch Näheres über seine Behandlung mit. So kam die Sache vom Lazareth aus zur Meldung; der Gefreite Hochbaum wurde vor's Standgericht gestellt, sämtliche Soldaten, welche mit Homann auf der gleichen Stube einquartiert waren, wurden eisdlich als Zeugen vernommen, und — Hochbaum darauf zu 10 oder 14 Tagen (ich weiß es nicht mehr genau) gelindem Arrest verurtheilt.

Homann wurde, nachdem er mehrere Wochen im Lazareth zugebracht, als dienstuntauglich entlassen, und wieder einige Wochen später erfahren wir, daß Homann in seiner Heimat gestorben sei.

Sie haben ihn buchstäblich zu Tode geschunden!  
Derselbe Hochbaum ließ den Musiketier Schallack eines Tages auf dem Scheiterhaufen mit Gesehr und 15 Pfund Sand im Tornisier durch eine Vertiefung so lange hin und herlaufen, bis derselbe ohnmächtig zusammenfiel.

Dem Musiketier Dünemann schlug der Sergeant Schewe mit einem Stiefel, dessen Absatz mit Eisen beschlagen war, ein Loch in den Kopf, derart, daß Ersterem das Blut auf die Drillischjade tröpfelte. Dünemann hatte den Vorfall gemeldet, aber auf lebendes Bitten des Schewe seine Meldung wieder zurückgenommen.

Eben dieser Sergeant Schewe ohrfeigte eines Tages den Musiketier Lange III derart, daß das Gehör stark beschädigt wurde. Lange wurde von einem Lazarethgehilfen ohne Wissen der höheren Vorgesetzten behandelt, worauf sich sein Gehör etwas besserte; er war jedoch seine ganze Dienstzeit hindurch noch schwerhörig.

Der Musiketier Schopmeier mußte auch allerhand Klagelieder zu singen über die vielen Prügel, die er bekam. Schewe hat sogar einmal einen Besenstiel auf ihn in Stücke geschlagen. Schopmeier lief schließlich davon; da er sich aber nirgends sehen lassen durfte, trieb ihn der Hunger nach vier Tagen wieder zurück, und erhielt er für sein Ausbleiben 10 Tage Arrest.

Auch der Feldwebel Schmöe theilte fleißig Ohrfeigen aus, mitunter war er sogar so gemein, den Leuten ins Gesicht zu spucken.

Das sind Erfahrungen aus meiner Dienstzeit, und ich habe keine Ursache, anzunehmen, daß es seitdem besser geworden.

Soweit der Einfander, dessen Namen wir selbstverständlich hier nicht folgen lassen können.

Wir unterseits enthalten uns jeden Kommentars. Die Thatfachen, die hier mitgeteilt werden, sprechen eine so berechtigte Sprache, daß jeder Zusatz nur abschwächend wirken kann.

## Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 8. April 1885

— a. Die Proklamirung des Belagerungszustandes in Bielefeld würde vollkommen unerklärlich sein, wenn nicht Bismarck durch sein ganzes Handeln seit 1878 und den Schlüssel dazu gegeben hätte. An sich betrachtet, ist die Maßregel absolut sinnlos. Kein Krieger hat stattgefunden, nicht einmal ein Akt von sogenannter Widerstandlichkeit — ein Menschenleben ist verloren, wie er in der Wahlzeit hundertmal viel unwillkürlich vorgekommen ist, ohne daß irgend Jemand der Sache ernstliche Bedeutung beigelegt, an eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung gedacht hätte. Was ist geschehen? Wir haben die Vorgeschichte bereits in voriger Nummer mitgeteilt. Arbeiter irgend einer Fabrik hatten eine Differenz mit ihrem „Brobhenn“, der ihnen hinterlistigermode die Löhne zu kürzen suchte. Daß dieses wirklich der Fall, wird von keiner Seite geleugnet. Daß die Arbeiter über ein solches Verfahren erbittert sein mußten, ist ebenso natürlich, als daß sie keine Lust hatten, es sich gefallen zu lassen. Der fanatische Bourgeois wird nicht leugnen können, daß ihre Erbitterung eine berechtigte war.

Out — die Arbeiter legten die Arbeit nieder. Dazu hatten sie nicht nur ein Recht, sondern sie hatten auch das Gesetz auf ihrer Seite. Trotz ihrer Erbitterung ließen sie sich zu keiner von Gesetz verbotenen Handlung hinreißen. Und Alles wäre in Ruhe verlaufen und schließlich aller Wahrscheinlichkeit nach eine gütliche Einigung zu Stande gekommen, wenn der fragliche Fabrikant nicht einen Schritt gethan hätte, der die Leidenschaften entfesseln mußte. Er wandte sich an den bekannten Pastor Wobelschwingh, den patriarchalischen Gründer der samolten „Arbeiterkolonie“ Wilhelmshorst, daß ihn um die Verleihung „billiger Arbeitskräfte“, welche sofort an Stelle der streikenden Arbeiter eingestellt wurden.

Dies schlug, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, dem Fuß den Boden aus. Die streikenden Arbeiter durchzogen die Stadt und machten vor dem Hause und der Fabrik des müsterrhastesten Arbeitgebers lärmende Demonstrationen. Das war ein Verstoß gegen die polizeiliche Ordnung der Dinge, jedoch ein Verstoß, der in den Verhältnissen keine genügende Entschuldigung findet, und obendrein höchst harmloser Natur war. Hätte die Polizei die aufgeregte Menge zu beschwichtigen gesucht, so würden die Arbeiter sich bald zerstreut haben. Statt dessen schritt sie mit provozierender Brutalität ein, schlug ohne ein Wort der Warnung auf die dichtgedrängte Menge los, und bei dieser Gelegenheit wurden einige Steine geworfen, die ein paar Scheiben zertrümmerten. Dies war das Signal zur Requirirung von Soldaten, und zur Veranstellung einer Kugel, für die es keine Entschuldigung gibt. Viele Personen wurden durch Schüsse und Bajonettschläge verwundet; und daß keine Menschenleben zum Opfer fielen, ist ein Wunder, welches sich einzig aus der Thatfache erklärt, daß die überraschte, an keinen Widerstand denkende Menge in möglicher Eile das Feld räumte.

Und dennoch hinterher, als die Leidenschaften sich abgekühlt hatten und keine Kollision mehr zu befürchten war, die Proklamirung des Belagerungszustandes, also des Kriegsrechts, des Standrechts!

Wie ist das zu erklären? Aus der Kopslosigkeit des Regierungspräsidenten, wie die über die Maßregel selber erstaunte Bourgeoispreffe meint? Nein! Wer die preussische Bureaucratie und Regierungsmaschine kennt, weiß, daß keine Vorkasbehörde einen solchen Schritt thun kann, ohne vorher in Berlin „an höchster Stelle“ angefragt zu haben. Die höchste Stelle trägt die Verantwortung, und die höchste Stelle heißt Bismarck und Bismarck — Beide ein Herz und eine Seele, ungeachtet der fortschrittlichen Kräfte von den Prellionen, die zwischen den zwei hiederen Besten abwechseln sollen.

Kein Zweifel, von Berlin aus ist die Entscheidung getroffen, der Belagerungszustand über Bielefeld verhängt worden.

Bismarck nebst seinem Putzamer hat seit Jahren kein anderes Ziel, als um jeden Preis das Staatsruder in der Hand zu behalten. Und dazu ist vor Allem notwendig, daß er seine Unentbehrlichkeit beweist, und dem Kaiser, sowie dessen demnachfolgender Nachfolger und dem Spießbürgerthum die innere Lage Deutschlands als außerst gefährlich darstellt. Das „rotte Gesehr“ muß da seine Dienste thun. Anarchisten, Dynamit, Verschwörungen, Attentats und — Belagerungszustand, das gehört zusammen. Auf der einen Seite Plebiszite, durch welche die Popularität des „großen“ Otto und seiner Sippe ad oculos demonstriert werden soll; auf der andern Seite das theatrale politische aufgekuppelte „rotte Gesehr“, das nur vom „großen“ Otto und seiner Sippe gebannt werden kann — das ist Bismarck'sche Regierungsmaschine.

Der Bielefelder Belagerungszustand ist nur die Fortsetzung der Leipziger Hochverrathsprozesse, des Niederwald-Attentats und der Abpfung des Reinsdorf — und gleichzeitig die würdige Ergänzung der Plebiszitarce des 1. April.

Hinterher freilich, nachdem der Belagerungszustand erklärt war, ist es

in Bielefeld zu ernstlichen Geschehen gekommen. Das heißt, wenn man den Zeitungs- und Telegraphennachrichten Glauben schenken darf. Es wird ja telegraphisch noch unerschämter gelogen, als wie gedruckt. Wir wollen aber annehmen, es sei diesmal nicht gelogen worden, und die Brandstiftungen in Bielefeld hängen wirklich mit dem Bielefelder Streik zusammen. Was wäre dann die Schlussfolgerung und Moral? Daß der Belagerungszustand berechtigt wäre? Richtig! Wie kann eine Handlung durch ein erst später eintretendes Ereignis, das im Moment der Handlung unmöglich voraussehen war, gerechtfertigt werden? Das ist ein einfacher Widerspruch. Rein — die Wilhelmshorst-Brandstiftungen bilden nicht eine nachträgliche Rechtfertigung des Belagerungszustandes. Dagegen wird es umgekehrt bei einigen Ueberlegen einem jeden Unbefangenen wahrscheinlich werden, daß die Wilhelmshorst-Brandstiftungen durch den Belagerungszustand herbeigeführt worden sind.

Daß die Verhängung des Belagerungszustandes Del ins Feuer gießen und die erregten Leidenschaften noch mehr aufschaukeln mußte, das ist einfach selbstverständlich. Nur wer die menschliche Natur nicht kennt, kann das leugnen. Die neueste deutsche Geschichte bringt Belege in Masse für die anfeindende Wirkung der Gewaltspolizei. Daß das Sozialistengesetz die Stellmacherei erzeugt hat, wird nur noch von Epigonen und Spitzel-Bläubigen bestritten. Das ist ja eben das Verderbliche gewaltthätiger Repression (Unterdrückung) — der Gewaltspolizei, daß sie die Reizung zu Gewaltthatigkeiten, gegen welche sie sich angeblich richtet, entweder erzeugt oder doch reizert. Die telegraphirten Brandstiftungen in Wilhelmshorst sind unweifelhaft die Folge des Belagerungszustandes, und — wir sehen nicht an zu sagen, eine Folge, welche den Intentionen der Urheber des Bielefelder Belagerungszustandes entspricht. Die Bismarck'sche Wirkthätigkeit ist auf einem Punkte angelangt, wo sie nur noch durch Schwindel aller Art, wozu auch das „rotte Gesehr“ gehört, erhalten werden kann. Und zur Fütterung des „Roten Gesehns“ sind außer Attentats und anderen schönen Raub- und Mordergeschichten auch Brandstiftungen vortrefflich geeignet.

— Die Bismarckfeier hat in Deutschland zu wahrhaften Orgien des Wahnsinns Veranlassung gegeben, und gerade diejenigen haben sich dabei am tollsten gegerdet, welche sich mit Vorliebe als die „Elite der Nation“ bezeichnen. Wenn der Kriegervereiner, der Jüngster, der „nationale“ Student vor Bismarck im Fackelzuge aufmarschieren, so wird sich darüber Niemand alertern: wer an Bismarck glaubt, der mag ihn auch feiern; überaus jammervoll aber war es mitanzusehen, wie die Männer des Wissens, der Wissenschaft, nicht nur sich selbst vor Bismarck in den Staub warfen (auch ihnen kann man dieses Vergnügen nicht verweigern), sondern sich auch noch die erdenklichste Mühe gaben, das deutsche Volk möglichst herabzudrücken, um nur ja den Heros Bismarck zu erhöhen. Du weißt Alles, Du bist Alles, Du hast Alles verrichtet, wir sind nichts vor Dir, so ertönte es in unzähligen Variationen aus dem Munde dieser Herren. Von den unmöglichen schlechten Gedächtnissen, in denen die Größe Bismarck's besungen wurde, stammen die abgeschmacktesten aus der Feder der namhaftesten und der zeitgenössischen Dichter. Kein Quarantäniker könnte überschwänglichere und dabei gedankenärmere Verse zusammenschmelzen, als sie z. B. Herr Oskar von Redwitz in der „Rheinischer Allgemeinen“ zum Besten gibt. Man höre nur:

„Zwar gewaltig bist Du, willensstark,  
Doch auch menschlich läßtst Du mit im Herzen,  
Deutscher Arbeit Schutzbedürft'ge Roth!  
Nicht das Uebel trügerisch vertuschen —  
Gründlich helfen ist Dir Staatsgebot.  
Ob es Dir gelingen wird, wer weiß es?  
Doch schon der Versuch ist werth des Preises,  
Denn der Erste bist Du, der's versucht —  
Trotz dem Haß und Mordgein Deiner Feinde,  
Ziel im Herzen deutscher Volksgemeinde  
Bleibt auf ew'ge Zeit Dein Ruhm verbrüht.“

Der Widsinn ist hier so groß, daß er eine Analyse gar nicht vertritt:

„Ob es Dir gelingen wird, wer weiß es?  
Doch schon der Versuch ist werth des Preises.“

Man glaubt, irgend eine der trivialen Parodien Moriz Busch's zu lesen, aber nicht ein erstgenanntes Gedicht eines Mannes, der immerhin etwas vom Dichten verstehen sollte. Der Schluß bringt natürlich den Höhepunkt des Widsinns:

„Wenn auch des Parteigroßes Stürme wehen,  
Ränge Freudenblume muß vergehen,  
Und manch Herz durch düstern Haß gereizt;  
Nie doch soll, selbst nicht in fernsten Tagen,  
Löst unter Vulkur-Reich erschlagen! —  
Das verhält uns einig — als ew'ger Geist!“

Es genügt Herrn Redwitz nicht, Bismarck der Lebzeiten als Vorsehung des deutschen Volkes zu feiern, derselbe soll auch noch nach seinem Tode das „Volkur-Reich“ als „ewiger Geist“ umschweben, damit der „Lohn des Parteihaders“, den Niemand bekenntlich mehr gefördert hat, als Bismarck selbst, es nicht „erschlage“.

Wie banal!

Und auf gleichem Niveau bewegt sich das Bismarck-Lied Paul Heyse's. Auch der Dichter der „Kinder der Welt“, der in der Literatur just das Gegenheil von dem vertritt, was Bismarck höchlichst, muß sich zu einem Hymnus auf denselben hergeben. Es war ein wahres Welt-einigen in byzantinischer Speichelkederlei, ein Vaganale der Knechteligkeit, das als ein Schandstück in der Geschichte des deutschen Volkes verzeichnet werden müßte, wenn sich nicht die von ihm ferngehalten hätten, von denen in diesen Tagen so viel geredet wurde — die Arbeitermassen.

In derselben Nummer der Rheinischer „Allgemeinen“, welche das wunderbare Gedicht von Redwitz enthält, befindet sich auch ein Bismarck-verherrlichender Artikel, der gleichfalls typisch ist für die Bergeerung, welche der Bismarck-Wahnsinn in den Köpfen unserer Dichter und Denker angezündet. Ja, der Denker — Franz v. Ueber bezieht er sich — überbiezt den Dichter noch an Gesinnungslosigkeit. Nach ihm sind die Deutschen außer Bismarck eine Nation von Eisen, wären also auch ohne ihn, den Großen, Unverrichteten, eine Nation von Eisen geblieben. Und weshalb? Weil er sie gelehrt hat, Prinzipien und Ueberzeugungen mit Füßen zu treten, und nur nach „erreichbaren“ materiellen Erfolgen zu streben.

„Und wenn den Ketteren unter uns,“ heißt es wörtlich, „noch etwas abhängt von jener trüben Zeit, wo man den Hohn der Dänen, den Uebermuth der Franzosen, die frohe Meeresherrschaft der Engländer, den rohen Druck der Russen ertragen mußte, ja sie selbst für berechtigt hielt, weil in Deutschland das Wort unfrei war und des Volkes Recht und Ehre verachtet — wenn jene noch immer für Besserung und Fortschritt der öffentlichen Zustände gar zu viel (!) von humanen Gründen und Verfassungssformen erhoffen — die junge Welt in Deutschland wird anders geheißen. Es ist ganz unmöglich, daß die gewaltigen Thaten unserer Heere, die jühendern Worte unserer Helden nicht in die Gemüther der Jugend eingreifen und in ihnen emporschweben zu praktischen Erkennen und Wollen. Wenn an diese Jünglinge die Zeit des Handelns herankommt, so werden sie die risigen Gefahren, die uns unlagern, und die schönen Erbschaften, (!) die uns winken, richtiger beurtheilen, und jene abzuwehren und diese zu gewinnen, von englischer Schwermüdigkeit, von transalpinischer Roheit und von russischem Zugreistalent (!) etwas mehr entwickeln als zur Zeit bei uns gebräuchlich.“

In der That, das verspricht ja reizend zu werden. Was Recht und Gesetz! was humane Grundzüge! — zugreifen, das ist die Hauptsache, da liegt das Heil. Nehmen sie Christenpflicht. Nur, es läßt sich nicht leugnen, daß Bismarck in diesem Punkte nach jeder Richtung hin Bedeutendes geleistet hat. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob er das „Zugreifen“ als Gesandter in Petersburg an Ort und Stelle gelernt hat, jedenfalls hat er in seiner Wirkthätigkeit den Beweis abgelegt, daß es nicht nur auf die äußere Politik beschränkt werden darf. Auch im Inneren heißt es: zugreifen, wo man kann. Hat man die „Klinke der Vorsehung“ in der Hand, so benutze man sie und drücke Kormölde, Holzölle — Alles durch, was eindringt! Nur keine Grundzüge, das ist das größte Uebel. Niemand soll mehr das Recht haben, uns Deutsche eine Nation von Idealisten zu nennen.

Darum auch meg mit den Träumen von Aufstören der alten Rabinatpolitik, von einem Ende der Ära der Eroberungskriege.

— „Wie sein brachte Bismarck den Lieberkiedler (Napoleon III.) dazu, all die Absichten, wie und was er unter dem Titel Kompensationen für Preussens Anwachsen von Deutschland, gleichwie von Italien, Riga und Saogon abzureisen gedachte, zu entfallen, ohne sich selbst nur durch ein einziges Wort zu binden — wie nett (ach, wie nett) mußte er ihn auch in der Luxemburger Frage hinhalten — wie hätte lieb er ihn endlich anlaufen gerade an einer dynastischen Idee, wo man allen Deutschen sonnenklar wurde, daß der frohe Kachbar nur auf Ruin und Demüthigung ausgehe! Der französische Kaiser hatte in den Verhandlungen mit Bismarck so sicher auf süddeutsche Sympathien gerechnet, so schlaun waren die Rege auch von ihm her gesonnen, welche Süddeutschland fesseln sollten, allein König Ludwig's Edelmutz ließ sie nicht betriren, und vollständig wurden all die sauberen Pläne zu Wasser. Unsere Nachkommen werden in den Weltkämpfen unserer Tage noch viele solche Stücken deutscher Politik lesen und ein köstliches Behagen dabei empfinden.“

Unsere Nachkommen werden hoffentlich über die Gaunerpolitik der künftigen Diplomatie ein ganz anderes Gefühl empfinden, als „köstliches Behagen“.

— Wer da hat, dem wird gegeben. In gut reichstreu Blättern lesen wir: Die dem Reichskanzler überreichte Mittheilung des Zentralkomites für die Bismarckspende lautet:

„In Gemäßheit der Nr. 1 des Beschlusses des ausführenden Zentralkomites vom 23. März 1885 stehen bei der Haupt-Seehandlungskanzlei zum Ankauf des Rittergutes Schönhausen II. veräußert 1,150,000 Mark. Ferner sind durch seither erfolgte Nachtragsverhandlungen mit der Zustimmung zur Tilgung der vorhandenen Hypotheken in Gemäßheit der Nr. 3 des Eingangs bezeichneten Beschlusses sicher gestellt 350,000 Mark, so daß das vorbezeichnete Rittergut schuldenfrei den Gegenstand der Ehrengabe bildet.“

„Das Gut ist rund 6000 Morgen groß und vergrößert den Grundbesitz des Kanzlers um etwa 8 Prozent seines bisherigen Umfangs. Die nun vereinigten beiden Rittergüter Schönhausen II. und III. mit den vor einigen Jahren vom Kanzler zugekauften Bauernhöfen etwas über 8500 Morgen, während die Bauern von Schönhausen etwa 9500 Morgen besitzen. Dabei wurde bei der Grundbesitzverwaltung in der Mitte der sechziger Jahre der bäuerliche Grundbesitz von Schönhausen auf einen durchschnittlichen Grundbesitz von 45 Groschen abgeschätzt, während auf das bisher Gärtnersche Gut 26 Groschen durchschnittlich fielen. Der Besitz des Reichskanzlers in Pommermag über 24,000, der in Schleswig-Holstein-Lauenburg über 33,000 Morgen betragen. Da der Fürst auch die Herrschaften Barzin und Schwarzenec durch Zukaufe von Bauerngütern vergrößerte, mag wohl sein gesamter Grundbesitz 97 1/2 Quadratkilometer betragen, davon mögen 2 1/2 Quadratkilometer Wald sein.“

Also das 1 1/2 Millionen-Gut vergrößerte den Grundbesitz des Fürsten um 8 Prozent seines bisherigen Umfangs. Da hat man ja eine anmährende Raffade, wie viel der große Otto jetzt „werth“ ist. Dem wenn auch auf dem Barziner Besitzthum einige Hypotheken stehen mögen, so kommt dagegen zehnmal in Betracht, was der Ankauf der Rittergüter bei seinem lieben Freund Reichsöder in Papiergeld angelegt hat. Kurz, man geht schwerlich fehl, wenn man Deutschlands Kanzler um einige 20 Millionen abschätzt.

Für den Mann mußte allerdings geschonert werden.

— Die deutsche Jugend, das heißt die offizielle, die Jugend unserer herrschenden Klassen, ist nicht nur hochpatriotisch, sondern auch von christlich-religiöser Bestimmung besetzt — wenn man nämlich in ihren Versammlungen hört oder ihre Proklamationen liest. Was es ober mit diesem Christenthum in Wahrheit auf sich hat, das hat sich in Berlin am vergangenen Charfreitag wieder einmal recht deutlich gezeigt. Wenn ein Tag im ganzen Jahr dem gläubigen Christen heilig sein muß, so doch sicherlich der, an welchem das Andenken an die Kreuzigung seines „Lelandes“ gefeiert wird, und wenn es die Herren Studenten Ernst wäre um ihre „sittliche Entrüstung“, wenn nicht die bloß der Deklamation wäre für den eckelvollsten Sotismos, dann müßten sie am Charfreitag gemeinsam mit denen, die aus Unwissenheit dem Religionsamthaus glauben, in Saß und Knie Duse thun. Mit solcher Zumuthung läme man aber bei den Herren schon an. Man höre nur einen Berichterstatter der Berliner „Volkzeitung“:

„Und wie stellt sich gerade jene moderne Jugend, welche im Schlepptau der Priester des christlich-nationale Staates marschirt, und für welche die Kreuzzeitung, „Volk und Reichsbote“ ihre selbstirrenden Heiertagsartikeln schreiben zu diesem ernsten Feste? Beherztig sie die Lehren, welche das mit welchem Rande gepredigt werden? Hier das Gegenheil bewiesen haben wollte, der konnte sich die dequeme Anschauung davon an dem Spandauer Hof verschaffen. Eine Fülle von Menschen, wie sie sich gestern dort draußen zusammenbrängte, ist selbst für Berlin Verhältniß unerschöpflich. Trotzdem in der Brauerei ein nicht unerhebliches Entrittsgeld erhoben wurde, war schon der Eingang zu derselben nur mit hartnäckigster Ausdauer zu erkämpfen und drinnen im Garten (sob sich die Menge, in dicke Anhauf geballt, nur langsam vorwärts. Kaum eine Stelle, wo man frei athmen, wo man der tödlichen Aussicht einen lästigen Blick abwenden konnte. Es war in der That kein „sogenannter Genuß“ mehr, und die Art und Weise, wie die Massen den Zustand des Vergnügens zu markiren suchten, trug keineswegs zur Erhöhung des Behagens bei. Freilich, die Rusit war verboten und damit das Prinzip gerettet, aber sie war mehr als ersetzt durch den barbarischen Lärm, der aus tausend und aber tausend Kehlen zum Himmel stieg. Die Bürger Berlins, mit Kind und Regel in drangvoll fürchterlicher Enge eingekleidet an den Tischen saßen, beteiligten sich nicht an diesem Schreien und Loben, sie wurde nur der ungenügende, jorntige Ruf nach dem athemlosen Keilner laut, die nicht im Stande waren, das allgemeine Berlangen nach Spiel und Trank auch nur annähernd zu befriedigen. Es war wieder unser liebenswürdiges Jugend, welche ihrem Humor in dieser Weise freien Lauf ließ. Sowie sich ein weibliches Wesen sehen ließ, wurde mit tausendstimmigen Ky's und Oh's und anderen nicht zu figürlichen Naturlauten durch die ganze Ausdehnung des Gartens verfolgt — darin besteht der ganze Witz dieser zufälligen Stützen von Thron und Altar. Unser ausgezeichnete Ritterbürger Pickenbach, der, Tag und Nacht mit dem Wohle der Vaterlandes beschäftigt, natürlich auch an diesem höchsten Festtage davon ihm gegen die bösen Juden in Schutz genommenen Christenheit nicht auf dem Spandauer Berg fehlen durfte, mußte mit Feldherrnblick die Situation. Seine Jünger und Genossen waren vortrefflich über die weiten Garten vertheilt — sie verstehen sich ausgezeichnet auf solche tactischen Dispositionen. Aus der einen Ecke erscholl das „Heil! Heil!“ und „Juden raus!“, in der andern wurde aus besseren Munde „Deutschland, Deutschland über Alles“ gesungen, in der dritten und vierten war man mit Schußes- und Bierwälder beschäftigt. So ging es durch Stunden, immer in derselben gefloßen, traurigen banausischen Oede; in dieser widerwollen Weise beging die christlich-gemauerte Jugend Stöder'scher Obervanz den weithöchsten Festtag des ganzen Jahres. Wenn der fromme Herr Volksprediger sich diese Gedächtnisfeier Jünger und Anhänger einmal aus der Nähe betrachtete, so dürften selbst seine, sonst vielleicht nicht sehr empfindlichen Nerven unangenehm davon berührt werden, und vielleicht würde sogar der tödliche Entschluß in ihm reifen, zunächst einmal vor der eigenen Thüre zu stehen. Man kann sich in der That angeführt dieser kostbaren Reklame seiner Erziehung des patriarchalischen Gedankens nur mühsam erwehren, daß wir angeblich vaterlands- und religionslosen Wüthen im Grund doch vielleicht bessere Menschen sind. Aber selbst dieser Gedanke vermag den niedererschlagenden Eindruck dieses profanen und wüthen Treiben nicht zu verwischen. An ihren Feindlichen sollt ihr sie erkennen!“

Allerdings, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Inwiefern, sind es nur die Stöder, die Treitschke, die Wagner, die diese Früchte gesät? Oder ernten sie nicht bloß, was Andere gesät? Die Hebräen der Stöder, Wagner, Pickenbach würden einen so forrumpirenden Einfluß unmöglich auf die akademische Jugend ausüben können, wenn nicht die ganze Erziehung derselben ihnen vorarbeitete, wenn den Kindern heil nicht schon in der Schule der Nationaldünkel eingebläut, die Andenken der Reichthaber als erste Pflicht gelehrt würde. Und wenn wir nicht so ungerecht sein wollen, die „Volkzeitung“ und ihre Partei als



In jeder Beziehung daran mitzubilden zu bezeichnen, einen Teil der Schuld tragen auch die Herren Fortschrittler. Durch ihre Rechnungsträger haben sie dem Treiben der Nationalisten Vorschub geleistet; dadurch, daß sie es nicht gewagt, mit auch nur einer konventionellen Äußerung der modernen Gesellschaft entschieden zu brechen, haben sie sich des Rechtes beraubt, über die Charakterlosigkeit Anderer herzugreifen. Die Jugend der Bourgeoisie findet heute in seiner bürgerlichen Partei Vorbilder, von denen sie ersten Unabhängigkeitslernen könnte, die Vorbilder und Konsequenzen der bürgerlichen Demokratie imponieren ihr nicht, vom Sozialismus hält sie ihr Klasseninstinkt zurück, und so lassen sie sich von der Schamlosigkeit und dem Dünkel der Nachtarbeiter hinreißen, so werden sie zu Trabanten eines Stöckel!

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die Saat, die solche Früchte trägt, sind nicht einzelne Individuen, es ist die gesammelte Entwicklung der modernen Gesellschaft. Die Verjüngung der akademischen Jugend ist ein Zeichen der Zersetzung, ist das Todesurteil derselben.

— Wo zu Arbeiterkolonien gut sind. Aus Königsberg schreibt man der „Fr. Ztg.“:

„Im Februarheft der „Arbeiter-Kolonie, Korrespondenzblatt für die Interessen der deutschen Arbeiter-Kolonien“, findet sich eine Schilderung der Dörschauer Arbeiter-Kolonie. Es wird zunächst berichtet, daß man die Anstalt ausnahmsweise auf gutem Ackerboden errichtet habe, und daß es Räder gemacht habe, die Hands zu erlangen. Dies wird merkwürdigerweise darauf zurückgeführt, daß „ganz Ostpreußen etwas von dem an sich habe, was seiner Hauptstadt Königsberg den Namen „Stadt der reinen Vernunft“ eingetragen habe, und wo dies etwas zu sehr herrsche, wolle man die Saat nicht gleich daranwenden, wenn die Ernteerwartung in allzu weiter Ferne liege.“ Jedoch was die Stadt der reinen Vernunft nur lau vernunft, hat dafür der Provinzialverein für innere Mission „in seinem Schooß sonderlich gefördert“, und die Kolonie ist da.

„Aber die Arbeit, mit der die Kolonisten beschäftigt werden, wird nun folgendes berichtet:

„In 7 Werkstätten und auf dem Arbeitshof werden 40-50 Mann beschäftigt mit verschiedenen Gewerarbeiten und dem Kleinmachen von Stücken, wofür die Heilanstalt Ratibohf vier Privatpersonen in Kastenburg willige Anstehler sind. Auf den Gütern der Umgebung werden Moorwiesen bebaut, in Siegeleien Lehm gebrannt, auch fanden fünfzig Mann in der Nähe der Kolonie Beschäftigung. Man sieht, in Ostpreußen, dem Land der niederen Arbeitslöhne und hohen Auswanderungsziffern, wirkt die Kolonie ganz eigentümlich. Sie hilft den Sätern und Fabrikanten billige Arbeiter verschaffen, und zwar Arbeiter, die mit milden Gaben errichteten Kolonie Unterkunft und Schlafstätte haben, bei denen also die Ansprüche sehr bescheiden sind und von denen nie zu befürchten ist, daß sie etwa durch zweijährigen Aufenthalt im Gutsbezirk den Unterhaltungsinstinkt dort gewinnen. Uns scheint eine derartige Verwendung der Arbeitskräfte der Kolonisten in allerhöchstem Grade bedenklich.“

„Uns auch. Aber sie überläßt uns nicht. Sie ist auch keineswegs auf Ostpreußen beschränkt. Auch anderswärts sind die Herren Arbeiterfreunde so ver-nünftig wie in der Stadt, oder sagen wir lieber gleich, in der Provinz der reinen Vernunft.“

— Durrah, er ist wieder freilich einer Korrespondenz aus Dresden, die wir wegen Raummangels für eine der späteren Nummern zurücklegen mußten, entnehmen wir vorläufig die erfreuliche Mitteilung, daß Herr Glas Schmidt, auch „Spiegel Schmidt“ geheißen, sich wieder auf freiem Fuße befindet. Von seinen vier Jahren Zuchthaus sind ihm zwei in Gnaden erlassen worden. Oder, jetzt unter Korrespondent hinzu, war der „werthe Freund“ überhaupt nicht in Waldheim? In Sachsen ist Alles möglich.

Schmidt, heißt es weiter, hat von Wehnert, dem Schwiegersohn Klermanns, eine Baustelle in Dresden gekauft. Wo er wohl das Geld dazu „loder“ gemacht hat? Beschreibens Kräfte an „Freund“ Paul.

— Der Kohr hat seine Schuldigkeit getan, der Regen kann gehen. Kaum haben die Nationalisten ihre Pflicht als Unterdrücker des Ottopfenmisch gethan, so erhalten sie auch schon von ihrem Götzen Bismarck den berühmten Kaugummi. In einer der letzten Nummern der „Norddeutschen“ wird ihnen mit dürren Worten der Stuhl vor die Thüre gesetzt, und auf der Bildfläche erscheint das herzerhebende Bündnis zwischen Konservativen, Zentrum und Bismarck!

Und das hat mit seinem Segen, der Korn- und Holzoll getan.

— Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Folgende Notiz der „Frankfurter Zeitung“ ist zu anhängend, als daß wir sie nicht auch unseren Lesern mitteilen sollten. Unter'm 3. April schreibt das volksparteiliche Blatt:

„Nach in letzter Stunde bemüht sich die demokratische Frankfurter Zeitung, ein trotz seiner Verbreitung von jeder durch Schamlosigkeit und Niedrigkeit der Gesinnung verächtliches Börsenorgan, die Bismarckspende durch das Gerücht zu diskreditieren, es solle die Jubiläumsgabe zur Erinnerung der Bismarck'schen Familienmitglieder, d. h. also mit anderen Worten: zur Zahlung alter Bismarck'scher Familienschulden bestimmt sein! Die Tendenz dieses „Wortworts“ ist so widerwärtig klar, daß gegen das Frankfurter Blatt allein ein kräftiges „Pui am Plage ist!“ Also zu lesen in der „Reustädter Zeitung“ — wie der Ton und Anstand zeigt, ein Blatt Heidelberger Couleur — vom 17. März. Wir legen das Opus am 2. April neu auf mit der Frage: Was will der entrüchtete Gentleman von Reustadt jetzt mit seinem „Pui“ anfangen? Es gegen die Schleudern, welche es wagen, die Verwendung der erwählten Gelder zu besprechen. Keine Nationalliberale!

— Das Hindooch ist, wie allbekannt, dem Nothen nicht sehr zugewandt —

aus Eplingen wird dem „Schwäbischen Wochenblatt“ geschrieben: „Zu großen Schrecken und Kergerniß aller phylitrischen Elemente unserer guten Stadt wehte heute in der Morgenfrühe, als am reichs-kamlerischen Geburtstage, auf der Redarhalde an einem Baume angebracht, weithin durchs Hestardal sichtbar eine große rote Fahne. Der Baum wurde erst gegen 11 Uhr Vormittags durch die Polizei seiner großen Last entledigt. Die groß der Kerger hierüber bei manchen Leuten war, erhellt aus den dahinschwebenden Worten, die einer unserer „nationalen“ Heißsporne in seiner Wuth ausgestoßen haben soll: „Den Kerl, der das gethan hat, sollte man dazu aufhängen!““

— Der Unterschlagungsprozeß wider den konservativen Reichstagskandidaten und Sparassendirektor Ernst Voh in Dresden kommt demnach zur Verhandlung, und halten es unsere Berliner Genossen aus gewissen Gründen für angezeigt, die Leistungen dieses ehemals „hochgeachteten Rittbürgers“ vorher noch einmal in „Sozialdemokrat“ zu kennzeichnen.

„Voh war vor etwa 12 Jahren noch Steuerempfänger, setzte es aber durch hohe Schöner durch, daß er Direktor der Amtsparkasse in Verden wurde. Kaum im Amt, brachte er es durch glückliche Spekulation und Sparsamkeit dahin, daß er sich drei Rittergüter sowie verschiedene Häuser in Hannover und hier im Wertze von Millionen anschaffen konnte, auf welche er natürlich nur den Kaufschilling bezahlte. Jetzt kauft er die ehemalige Steuerempfänger nur noch vierstänmig (das Geheuer zu einem einzigen seiner Gespanne kostete z. B. allein circa 5000 Mark) und verkehrte nur noch mit der höchsten Aristokratie. Unter anderem stand er mit dem Großherzog von Wiedenburg in intimen Beziehungen, und dieser würde ihn auch wahrscheinlich bei einem seiner persönlichen Besuche noch geadeit haben, wenn der Betreffende nicht rechtzeitig entlarvt worden wäre. Und ein Recht auf den Adel hatte Voh, denn er verstand das Knechtchen ja ebenso gut wie die hohen Herrschaften.“

Er hing aber auch mit einer wahrhaft tührenden Liebe an dieser alten Ausbeutergesellschaft, das zeigte die letzte Reichstagswahl, wo der noble Herr Reichstagskandidat und Freund des Großherzogs von Wiedenburg, der frühere Steuerempfänger, die Wahlkosten aus seiner „Tasche“, d. h. von den ihm von dem Bürgerpaß anvertrauten Geldern bestritten. Für alle noblen Passionen hatte er Verstand. So war er auch ein arger Kunstfreund, und schuldete z. B.

einer einzigen Gemäldehandlung in Berlin das artige Stimmchen von 88,000 Mark. Wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir sagen, daß seine Gemäldehandlung allein einen Werth von einer halben Million repräsentierte. Wie durch die hiesigen Blätter bekannt gemacht wurde, unterschlug Voh nur die kleine Summe von 2,062,000 Mark. Es wird sich aber, das heißt wenn die Herren es für thöricht halten, noch viel mehr herausstellen. Wie es aber möglich war, bei einer alle acht Tage durch den Vorstand, wozu der hiesige Kreisvorsitzmann Geh. Reg. Rath Roscher auch gehört, vorgenommenen Revision eine derartige Summe zu unterschlagen, ist unsern schlichten Kennern verstand und begreiflich. Indes muß die Sache doch wohl ihre Wichtigkeit haben, denn sämtliche Vorstandsmitglieder befinden sich noch in Amt und Würden. Außer den Sparassengeldern unterschlug Voh noch sonstige ihm anvertraute Summen, z. B. Mündelgelder, auf Handzettel geliehene Kapitalien etc., wofür die Kasse nicht zu haften braucht.

Wie sehr man der kleine Mann unter den Gaunerfreunden des Voh leiden muß, zeigt uns deutlich ein Beispiel: Ein Kleinbauer soll zur Deckung des Defizits 4500 Mark tragen, er selbst hat nicht so viel eingelegt, weil aber die Herren Gemeinderäte des betreffenden Dorfes Interessenten waren, und somit die Bürgerschaft auf den Schultern der Gemeinde lastet, muß eben wieder der kleine Mann die größten Lasten tragen. Es ist dies nur Einer von den Vielen, welche dabei zu Grunde gerichtet werden. Das Gesetz bestraft eben Diebstahl und Betrug ganz exemplarisch, d. h. wenn es sich um eine Kleinigkeit handelt. Ob es aber in diesem Falle ebenso streng gehandhabt wird, ist eine andere Frage; wir zweifeln daran. Hat man sich doch nicht geschert, Voh in seiner Untersuchungshaft als Schreiber zu verwenden und ihm so dieselbe so angenehm als möglich zu gestalten. Außerhalb seiner Bekanntschaften aber sind seine Freunde und Gönner auch nicht untätig, ja man hat sogar den Versuch gemacht, dem Publikum einzureden, der Mann müsse geistlich schwach sein. Welch schwacher Geist dazu gehört, ein solches Kaffinement wie Voh zu entwickeln, kann sich jeder Leser selbst vorstellen. Wir sind nun auf das Urteil sehr gespannt und werden später darüber berichten. Ob es nicht an ein bekanntes Sprichwort erinnern wird? Für solche Leute sind stets „mildernde Umstände“ bei der Hand, da ist selbst den Herren Prügeltanatikern das Strafrecht nicht „zu human“. Indes, wir werden sehen.

— Aus Niederbayern erhielt einer unserer Abgeordneten folgende kurze aber berechtigte Schilderung des Zersetzungsprozesses, der sich in dem von der Natur sowohl wie von einem zahlreichen Pflanzentum sonst so gesegneten Landstrich gegenwärtig vollzieht. Die bisherigen Lumber der Industrie und Getreidezelle finden in diesem gebräunten Rahmen ihre volle Beleuchtung. Die Erhöhung der Getreidepreise dürfte nicht emangeln, auch den Geschwindigkeits dieser Abwirthschaftung zu steigern. Der betreffende Arbeiter bäuerlicher Kolonist schreibt:

„Ich kann Ihnen noch die Mitteilung machen, daß ich vergangene Weihnachten in Niederbayern bei meinen Verwandten war, seit acht Jahren wieder zum erstenmal. Da habe ich nicht wenig gestaunt, wie die Armut der Bevölkerung zugenommen hat. In Au, Wainburg, Pfaffenhausen, Landskron habe ich ein Elend zu Gesicht bekommen, wie es in den sogenannten Rothhandsschickeln kaum schlimmer gedacht werden kann. Der Wallach (Pflanz) hat hier noch eine große Gewalt mit seiner Maulkorb-Religion. Zu Hunderten kommen die Leute durch die heutige Wirtschaftspolitik von Haus und Hof, und warten vergebens, daß ihnen die heilige Dreifaltigkeit in Berlin Hülfe bringe.“

— Ueber die Schlagwetter-Explosion auf der Grube Camphausen bei Saarbrücken am 18. März wird jetzt ein amtlicher Bericht verbreitet, in dem es heißt:

„Eine vollständige Aufklärung über die Entstehung der in ihren Folgen so überaus traurigen Katastrophe wird wohl kaum jemals zu erlangen sein. Was die Entzündung der Schlagwetter aus was immer für einer Ursache in einem der den Schächten zunächst gelegenen östlichen oder westlichen Brennschachtfelder oder auch in den einfallenden Bauen unterhalb der ersten Sohle erfolgt sein, jedenfalls ist sie nicht, wie unter gewöhnlichen Verhältnissen zu erwarten gewesen wäre, eine lokale geblieben, sondern hat sich mit Blitzschnelle fast über die ganzen Grubenbaue verbreitet. Es bleibt hiernach kein Zweifel, daß neben Schlagenden Wetter der bei der großen Trockenheit der Grube überall der Luft beigemengte feine Kohlenstaub in verderblicher Weise mitgewirkt hat, nicht nur die Explosion weiter fortzutragen und zu verstärken, sondern auch durch die Bildung gewaltiger Massen kohlenoxydreicher Schwaden dieselbe um so verhängnisvoller zu gestalten.“

Darnach bleiben wir so klug wie zuvor. Die Frage ist: wie konnte sich der Kohlenstaub in so großer Menge ansammeln? Warum hat man nicht, da die Gefährlichkeit solcher Ansammlungen bekannt ist, bei Zeiten Schutzmaßregeln getroffen? Warum war der Wettergeschicht „leit Längen“ im Bau? An Arbeitsträften fehlte es doch gewiß nicht. Ja, wenn es sich darum gehandelt hätte, für die Huldigungsfeier irgend eines Herrschers eine holprige Straße zu regulieren, wäre in ein paar Tagen Rath geschafft worden, aber es handelt sich ja nur um das Leben von gewöhnlichen Arbeitern! Da muß gut Ding Weile haben.

— Unverbesserliche Kerle, diese Proletariat! Zur Bismarckspende wird uns geschrieben: Eine größere Maschinenfabrik am Rhein ließ unter ihren Arbeitern eine Liste zu „freiwilligen“ Gaben anfertigen. Die Leute nahmen die Sache ernst, zeichneten für Bismarck keinen Pfennig und sammelten zugleich M. 35 für freireisende Genossen. „Hein! Nicht wahr?“ bemerkte der Korrespondent dazu. „Sonn! geht Alles gut, langlan, aber sicher.“ Die Reaktion von unten hebt den Raden. Weil dem Ottopfenmisch!

— Natürlich! Aus Schlesien schreibt man der „Fr. Ztg.“: „Nach einer Mitteilung des Kreisblatts für Landeshut hat der Staatsanwalt zu Hirschberg die Untersuchung gegen Kommerzienrath Epner eingeleitet. Nach Lage der Dinge war das zu erwarten, da Kommerzienrath Epner die Schuld der Benachteiligung der Weber durch Verlängerung der Ketten auf ein Versehen des Direktors geschoben hatte. Die Militärlieferungen werden also dem Kommerzienrath Epner wohl verbleiben.“

Ein Thor, wer anderes erwartet hätte. Was sollte aus der berühmten „stillehellen Weltordnung“ werden, wenn man sie nicht mehr laufen ließe, die großen Sp-ekulanten?

— Alles umsonst. In Pieschen bei Dresden haben unsere Genossen am 31. März bei der Ergänzungswahl zum Gemeinderath einen glänzenden Sieg davon getragen — trotz dem Durchschießen des „Gemeindebürgerrechts“ 700 Wählern das Wahlrecht wegnahm, und der Ordnungsmißmaß — die vier „größten“ Vereine hatten einen Kompromiß geschlossen — mit Niesenanstrengung „agitirten“. Bravo!

— Wir werden um Aufnahme folgender Erklärung ersucht:

„Da die Mitteilung in Nr. 12 des „Sozialdemokrat“ betreffs des Genossen Ostermann über seinen Charakter als Parteigenosse Zweifel lassen könnte, so erklären die Sozialisten deutscher Zunge in Paris, daß derselbe sich während seines Aufenthaltes hier voll und ganz unserer Sache widmete. Ostermann zog sich durch seine Thätigkeit bei den 81er Wahlen in Berlin seine Ausweisung zu. Wir können ihn allen Genossen aufs Wärmste empfehlen.“

Die Pariser Genossen.“

— England. Die Demonstrationen gegen die Fortsetzung des Krieges im Sudan mehren sich. Nicht nur die Sozialisten und ihre Organe, „Justice“ und „Commonweal“, auch ein Teil der bürgerlichen Radikalen bekämpfen dieselbe auf's Heftigste. Ueber ein am 2. April stattgehabtes großes Friedensmeeting in St. James Hall in London schreibt uns ein Genosse: Das Meeting war von den Radikalen einberufen, als Präsident war Herr Bradlaugh bestimmt. Der geriebene Agitator hatte wie immer die günstigste Gelegenheit ergriffen, den einflussreichen Volksführer zu spielen — er hatte die Stimmung der Masse genügend studirt und sah überhaupt, daß er auf einen großen Erfolg rechnen durfte. Die ungewöhnlich große Halle war schon lange vor der bestimmten Zeit überfüllt, so daß ein großer Theil der Besucher wieder umkehren mußte.

Bei Beginn der Versammlung wurden mehrere Briefe von Parlamentsmitgliedern verlesen, die an der Versammlung nicht teilnehmen zu können erklärten, aber entschieden gegen die Weiterführung des Krieges protestirten. Alsdann sprach Bradlaugh unter großem Beifall; denn daß es denselben an Schlagworten nicht fehlt, ist bekannt. Professor Beechey, der nach Bradlaugh das Wort ergriff, beantragte folgende Resolution, die er in längerer Rede motivirte:

„Die heutige Versammlung hält den Einfall in den Sudan für moralisch ungerechtfertigt und den Interessen der großen Masse des englischen Volkes für schädlich und fordert die Regierung auf, unsere Truppen sofort zurückzuziehen.“

In gleichem Sinn wie die Genannten hatten noch eine Anzahl Parlamentsmitglieder gesprochen, als Genosse William Morris das Wort erhielt. Derselbe erklärte, daß er mit dem, was in der beantragten Resolution gesagt wird, durchaus einverstanden sei, beantragte jedoch in Gemeinschaft mit Genosse Rowley im Auftrag der „Socialistic League“, deren Delegirten sie seien, folgenden Zusatz:

„Ferner ist die Versammlung der Ansicht, daß der Angriffskrieg im Sudan nur in dem Bestreben inszenirt wurde, dieses Land im Interesse der Kapitalisten und Spekulanten auszubeuten, und ruft der Arbeiterklasse zu, daß solche Kriege nicht aufhören werden, bis sie sich in der ganzen Welt organisiert und ihre Angelegenheit selbst in die Hand genommen haben wird.“

Als Morris die Resolution unter vielem Beifall beantwortete, wurde er nach kaum fünf Minuten vom Präsidenten Bradlaugh unterbrochen und ihm das Wort entzogen, wozu er, freilich vergebens, energisch protestirte. Daß eine solche Resolution, welche direkt auf die Ursache des Krieges losgeht, dem Bourgeois Bradlaugh und seiner Madame Besant durchaus nicht in ihr Danwerk paßt, versteht sich ja von selbst.

Frau Besant, welche nach W. Morris das Wort erhielt, mußte denn auch mit der bekannten Geschicklichkeit und Sophisterei die Resolution der Socialistic League so zu entstellen und als nicht zur Sache gehörig hinzustellen, daß dieselbe bei der Abstimmung unterlag und die Befehle somit für den Friedenspapst und seine Madonna noch einmal gehoben war.

Daß man in einer solchen Versammlung die Kapitalistenfrage nicht in Anregung bringen kann, ohne alle die großen Vorkämpfer gegen sich in Hornisch zu bringen, liegt zu sehr in der Natur der Sache, als daß man sich darüber wundern sollte. Aber das ändert die Thatsache nicht, daß diese Resolution und die Befürwortung unseres Parteigenossen Morris großen Beifall fand, und wenn Bradlaugh ihm nicht mit Gewalt das Wort entzogen hätte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Majorität dafür gestimmt hätte.

Rebrigens haben die Sozialisten ihren Zweck vollkommen erreicht. Sie haben eine große Menge Radikale gegen den Krieg im Sudan, sowie eine große Anzahl Exemplare ihres Organs und andere Druckschriften vielfach verbreitet, und dies war ja der Hauptzweck unserer Bethätigung.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Vorstand der Socialistic League schon vor einigen Monaten gegen den schändlichen Kapitalistenkrieg im Sudan protestirt und Resolutionen in diesem Sinn gefaßt hatte. Aber als das fürchterliche Geschrei gegen die Kraber hier im Gange war, da fand man wenig Gehör, und selbst ein so großer Herr wie Bradlaugh ließ nichts von sich hören. Natürlich. Damals gab es ja noch keine sichere Aussicht auf Erfolg! Denn darin liegt die große Kunst unseres spekulirenden Tagesheften, den rechten Zeitpunkt zu ergreifen und jede Bewegung für seine erbärmlich kleinlichen Privatinteressen auszubeuten.“

Ein alter Parteigenosse F. L.

### Korrespondenzen.

**Glauchau, im März. (Situations- und Wahlbericht.)**  
Endlich kommen wir Glauchauer wieder an Tageslicht, obgleich wir es eigentlich nöthig gehabt hätten, das Parteiorgan fortwährend in Anspruch zu nehmen. Aber wozu sich immer mit Subjekten befassen, deren Dasein nur in der Bestehen der Volkrecht, in Verdrängung und Ausbeutung der Arbeiter z. besteht? Nachgerade sind wir nun aber doch gewissermaßen gewisse Vorurtheile zur allgemeinen Kenntniss zu bringen.

An der Spitze unseres Berichtes figurirt unser Fräutzel Volker, Buchhalter im Bähler'schen Etablissement, wo die scandalösesten Löhne bezahlt werden. Dieser wiederum ließ am 2. August d. J. einige Arbeiter zu sich rufen, um eine Fabrikantenkasse zu gründen. Die Ansprache war: „Ich will lieber mit zehn Sozialdemokraten konfiteren als mit hundert.“

(Ja, das glauben wir, denn um mit uns zu polemisieren, fehlt diesem Schlaupfopf das Geschick.)

Fräutzel fährt fort: „Rein, es ist ja schrecklich, wie diese Kerle es treiben, haben sie mir da einen Zücker „Sozialdemokrat“ geschickt, wo ich so schlecht gemacht bin, daß kein Hund ein Stück Brod von mir frisst“ u. l. w.

(Bravo! Die Diebe haben gefressen, vielleicht sitzen die jetzigen Diebe noch besser! Der Kerl hat zwar Furcht, aber bis jetzt noch keine Beförderung.)

Am 3. August hatte nun Fräutzel mit seinem Kollegen Götz eine längere Unterredung, und die Früchte dieser Abmachungen ließen nicht lange auf sich warten. Götz, ein ergabter Kerl und dabei ein Muder, ist Inhaber einer der größten Webereien hier, worin zwei unserer Genossen arbeiten, dieselben, welche schon vordem von Fräutzel aus dem Bähler'schen Etablissement in „seiner“ Weise hinausgemahrgelt worden waren, nämlich die Genossen Ernst Krause und Theodor Müller.

Fräutzel glaubte nun wahrscheinlich, daß entweder Krause oder Müller der Korrespondent des „Sozialdemokrat“ sei, wobei die Schlaupföpfe sehr auf dem Holmege waren, denn der Korrespondent, Ihr Herren, bin ich — halt! beinahe hätte ich Euch meinen Namen genannt; der mag vorläufig noch unter Discretion bleiben, kommt aber vielleicht später noch, und freue ich mich schon auf unsere gegenseitige Vorstellung!

Also weiter: Am 6. August wurde somit unseren beiden Genossen vom ersten Werkmeister ein Schreiben vorgelesen, in welchem es hieß, daß Krause und Müller wegen Aufreizung ihrer Mitarbeiter sofort die Fabrik zu verlassen haben. Auf direkte Anfrage erhielten unsere Genossen vom Muder zur Antwort: „Sie, Krause, habe ich entlassen, weil Sie für die streikenden Weber zu Unmenschlichem gesammelt haben (schrecklich), und Sie, Müller, weil Sie erwiesenermaßen Sozialist sind (hu!)“, und ferner bemerkte der Biedermann: „Wenn Sie, Müller und Krause, mir den Beweis erbringen, daß Sie Ihre Agitation für die sozialistische Partei ganz eingestellt haben, können Sie wieder bei mir arbeiten.“ (O wie gnädig doch so ein großer und vermudeter Kapitalist sein kann!)

Fräutzel hatte nun somit seine Kasse gefüllt, aber an Unschuldigen. Wir aber müssen uns bei Fräutzel und Muder bedanken, denn durch ihre Dummheit hatten sie unsere Partei nicht etwa geschwächt, im Gegentheil, diese Schlaupföpfe haben uns dadurch nur Nutzen gebracht, indem wir nun wenigstens ein paar Genossen hatten, welche jetzt erst recht an die Oeffentlichkeit gehen konnten und bei der Reichstagswahl aus kräftig Hand aus Werk gelehen haben.

Zunächst möge nun der „Bauerntag“ zu Remse bei Glauchau leuchten. In dieser Bauernlängerversammlung war auch der Fürst zu Waldenburg erschienen; Fiegel Geißle war Referent, und was der Kerl da geschwätzt, können sich die Leser des „Sozialdemokrat“ leicht vorstellen, wenn sie an dessen von uns gekennzeichnete Rede im hiesigen Landtage zurückdenken. Die Hauptsache und nachmals die Hauptsache war: Erhöhung der Getreidepreise, Aufhebung der Grundsteuer, Beschäftigung der Gefinberordnung u. l. w. Daraufhin hielten wir am 9. August eine stark besuchte öffentliche Versammlung ab mit der Tagesordnung: „Der Bauerntag zu Remse gegenüber dem Interesse der Industrie und der Arbeiter“, zu welcher alle Landbesitzer, sowie der Fürst zu Waldenburg, der Amtshauptmann v. Baentig und Fiegel Geißle eingeladen waren. Obgleich wir für die Geladenen separate Plätze reservirt hatten, war von diesen Herren doch keiner erschienen, nur Geißle hatte sich brieflich dahin entschuldigt, daß in einer öffentlichen Versammlung über diese Sache nicht zu diskutieren sei. (Et, ei, Herr Geißle, aber bei den „dummen Bauern“ ging's doch? Et, ei!)



Reichstagsabgeordneter Stolle, welcher das Referat übernommen, puktete erst seinen Redner, den Bauernführer Goldke, gehörig ab; dann zeichnete Referent das ganze schöne Bild unserer gegenwärtigen Wirtschaftspolitik und legte in ruhiger und sachlicher Weise die verschiedenen Streitfragen klar. Wir wollen nicht in Einzelheiten eingehen, sondern nur betonen, daß die Ausführungen Stolle's einen gewaltigen Eindruck auf sämtliche Anwesende — Bürger wie Arbeiter — gemacht haben. Noch lange nachher hörte man in den Städten sowohl wie auf dem Lande davon sprechen, und namentlich ein großer Theil der Kleinbauern ist Herrn Goldke nicht mehr so hold, weil diese nunmehr die Feindtruppe dieses Agrariers erkannt haben.

Betreffs der Versammlung wollen wir noch bemerken, daß unsere beiden gemäßigten Genossen, Krause und Müller, den Vortritt führten, woraus hervorgeht, daß dieselben auf die mütterliche Gnade verzichteten. Und ferner sei bemerkt, daß seit dieser Zeit bis nach der Reichstagswahl Mäßigkeit der Arbeiter eine der „geistlichen Waffen“ unserer Ausbeuter war, um Angst unter die Arbeiter zu bringen. Es waren aber nur Höflichkeit, die uns in keiner Weise schädigten. Ganz besonders zeichneten sich die Herren Dehme (Firma Lorenz und Hammer) und der 2-adjutantenant Reiffschneider aus; letzteres Büßchen werden wir im nächsten Bericht genauer kennzeichnen und in die schwarze Liste aufnehmen lassen.

Am 2. September hielten wir wiederum eine Versammlung ab. Der Saal war so überfüllt, daß mehrere hundert Personen wieder umkehren mußten. Auf der Tagesordnung stand: „Die sozialpolitische Lage Deutschlands“, Referat von unser berühmter Jganz. Auf das Thema selbst eingegangen, ist nicht nötig, da ja allerorts Versammlungen mit der gleichen Tagesordnung abgehalten wurden; erwähnen aber wollen wir, daß die Stimmung für Kuer eine außerordentliche war. Jeder drängte sich heran, unseren längst ersehnten Kandidaten wieder einmal persönlich zu begrüßen. Genosse Stolle, welcher ebenfalls zugegen war, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die starkbesuchte Versammlung Beweis ablege von der Gesinnung des Volkes. Es werde ja gerade das große „Nationalfest“, die Sedanfeier, abgehalten, daß aber durchaus keine Sympathie für die Sedanfeier vorhanden sei, beweise am schlagendsten die gut besuchte Versammlung.

Die diese Versammlungen war auch die Wählerversammlung außerordentlich gut besucht. Ein Flugblatt Leuschner's, welches am Tage nach unserer Versammlung von unseren Gegnern verbreitet werden sollte, gelangte in einem Exemplar noch an diesen Abend in unsere Hände; die anwesenden Gegner saunten nicht schlecht, als Kuer das Ding von der Tribüne herab kritisierte und das Programm des Herrn Leuschner mit unerhittlicher Logik zerplückte.

Es wäre wirklich interessant, dieses Leuschner'sche Flugblatt im Ganzen wiederzugeben, aber der Raum unseres Parteiorgans ist dazu doch zu kostbar. Nur einige Punkte sollen nicht unerwähnt bleiben. Leuschner sagt da, er sei kein Berufspolitiker und seine Zeit sei gemein. Das hat nun freilich selbst unser Kuer sehr bedauert, daß der arme Millionär so sehr an die Arbeit gebunden ist. — Leuschner brüht sich ferner aus: Gemüthlich für Bismarck. Bismarck ist ein Mann nach meinem Herzen, und nur wenig Deutsche werden existieren, die sich nicht als Deutsche in ihm groß und gehoben fühlen!

Kür du allmächtiger Pöpsel! Da haben wir den ganzen Pöpsel: Was Bismarck will, das will ich auch! Ja, leben Sie, Herr Leuschner, eben weil Sie das wollen, was Bismarck will, wäre es ja unnütz, Sie in den Reichstag zu schicken. Es ist dort ja Bismarck da, der hat dasselbe Herz wie Sie. Und die Majorität der Wähler im 17. sächsischen Wahlkreis hat eben auch ein gutes Herz für Sie gehabt, da Sie doch keine Feie hatten, in den Reichstag zu gehen, denn Ihre Zeit ist ja „gemein“!

Ferner heißt es in einem Satz des Flugblattes: Hebrigen habe ich als Redner erreicht, daß der Antrag auf Verminderung des Westzollens, der Niemand nützt, die Industrie und somit auch die Arbeiter schädigt, angenommen wurde. — Ja, Herr Leuschner, für Ihre 99 Sekunden lange Rede hätte Ihnen unbedingt ein Titel oder ein hoher Orden in das Knopfloch fliegen sollen! Daß es unterblieb, war freilich nicht hübsch.

Als nun Kuer das Leuschner'sche Programm vollständig widerlegt hatte, wurden die Gegner, die in ansehnlicher Zahl erschienen waren, aufgefordert, jetzt ihn zu widerlegen und nachzuweisen, wo er nicht die Wahrheit gesagt. Aber es fand sich Keiner der es wagte. Die Versammlung schloß mit donnerndem Hoch auf Kuer.

Was nun die Reichstagswahl betrifft, so haben wir diesmal etwas freieres Spiel gehabt, aber bei keiner Versammlung wurden und Selbstsammlungen erlaubt. Der Stadtrath glaubte vielleicht, uns dadurch kampfunfähig zu machen, indeß war diese Rechnung ohne den Wirth gemacht; Geld war da, und es fanden sich auch viele freiwillige Geber, die den Spenden wieder erstiegen. Unsere Gegner verlegten sich auf Kollekturen, in welchem Artikel sie Vortreffliches leisteten. Der Weber-Jungung wurde z. B. eine Summe von 10,000 Mk. durch die hiesigen Fabrikanten, d. h. unter Garantie des Herrn Leuschner, zur Krankenpflege übergeben. Na, so eine „That“ mußte doch einige hundert Stimmen herauslösen, und bei den dummen Glauchaer Philistern hat dieser Schwindel auch gezogen. Bei den denkenden Leuten aber schlug er überall fehl, weil sich jeder vernünftige Mensch sagen mußte, daß es nur ein reaktionärer Wahlkniff sei.

Der „Herr Stadtrath“ hatte aber ein noch weit besseres Mittel entdeckt, um Stimmen für Leuschner zu erhaschen; die „geistliche Waffe“ hieß: Stimmen weg-jaubern. Allen wegen Schulgeldresten wurden 455 Stimmen aus den Wählerlisten gestrichen, und eine große Anzahl der Restanten war kaum für ein halbes Jahr das Schulgeld schuldig, einige sogar noch weniger. Das Schulgeld ist nämlich in Glaucha so hoch gestellt, daß es manchem rechtlichen Familienvater nicht möglich ist, mit der Zahlung gleichen Schritt zu halten. Dasselbe beträgt pro Woche für ein Kind von 6—8 Jahren 15 Pf., von 8—10 Jahren 30 Pf., von 10—14 Jahren 35 Pf. — eine Höhe, wie sie wohl kaum in einem zweiten Ort zu finden. Ferner waren einige hundert Wähler gar nicht in die Wählerliste eingetragen (Fabrikanten haben natürlich nicht gezahlt) und viele Wähler durften ihre Stimme nicht abgeben, weil sie „Almosen“ bezogen, wovon den Betroffenen selbst gar nichts benutzt war.

So ging bei uns in Glaucha die Stimmengäuberei. Wären wir ob dieses Verfahrens unterlegen, so hätten wir Glauchaer einen gehörigen Protest gegen die Spiegelschereit eingeeben; da aber unsere braven Meerraner Genossen die Scharte wieder ausgewetzt hatten, so wollen wir zum zweiten Mal diesen Leuten die Strafe erlassen. Pariren aber diese „Hegenmeier“ bei der nächsten Wahl wieder nicht, nun dann, wer nicht hören will, muß fühlen! Das mag sich der „Herr Stadtrath“ vorläufig zu Herzen nehmen.

In Glaucha sind derzeit mindestens 600 Stimmen — gestohlen worden. Denn Glaucha war als dort unserer Gegner auszuweichen und sollte unbedingt die Stimmen liefern, welche Leuschner zur Majorität brauchte. Im größten Saale der Stadt saßen die Gegner, auf die Resultate wartend; der Wein stand für die patriotischen Jungen bereit, die Pfeifchen lagen ebenfalls parat, und die Hanswürste lagen stundenlang auf der Lauer, um zu demonstrieren. Die Kapelle des Kriegervereins, welche ebenfalls engagirt war, um den Hanswürstenauszug mit ihren Tönen zu begleiten, stand schon mit ausgeblasenen Bärten da und harrte auf das Kommando: Marsch! — Alles, Alles schlaffertig; aber o weh! um 1/9 Uhr schon wurden die Kriegervorstellung und sämtliche Hanswürste von ihrem reaktionären Vorstand abkommandirt; gesenkten Hauptes mußten die armen Hanswürste anstatt „anzuhören“ abziehen, und um 9 Uhr war der große Saal leer. Daraus erklärten unsere Gegner, daß nun Alles verloren sei, trotzdem sie Alles aufboten, um ihrem Leuschner zum Siege zu verhelfen.

Der Saal der Centralhalle, in welchem die Arbeiter ihr Wahlbezirksfest feierten, war bereits um halb 8 Uhr so überfüllt, daß viele Genossen gesungen waren, in anderen Lokalitäten ihrer Freude Ausdruck zu geben. Punkt 8 Uhr begann das Konzert; die Musikkapelle war aus dem 2 Stunden entfernten Waldenburg hinzugezogen worden, da in Glaucha keine Musik „für unsere Zwecke“ zur Verfügung stand. Die Zwischenpausen wurden mit der Verteilung eingegangener Telegramme und Wahlergebnisse ausgefüllt; stürmische Applaudieren und doch auf unsere Kandidaten folgten auf jede Rede, während die Gefährten der zahlreich vertretenen Diener der Vermandad allemal um ein großes Stück sich verlängerten und die Reihen in gleichem Verhältnis länger

wurden. Den Höhepunkt erreichte der Jubel, als unser Kandidat Kuer das Festlokal betrat. Die donnernden Hochs und Hurrahs wollten gar kein Ende nehmen. Um halb 12 Uhr fand das Fest im Saal seinen Abschluß, aber in den Nebenlokalitäten und in anderen Stabissements freuten sich unsere Genossen ob des errungenen Sieges bis zum frühen Morgen.

Es war wirklich ein heißer Kampf und unsere Gegner waren nicht entfernt auf eine Niederlage gefaßt; das beweist schon oben Erwähntes. Die Leuschner'schen Wahlausrufe kamen dühnend in die Stuben gepurzt, darunter auch ein Arbeiter-Wahlausruf, in welchem die „2000 Arbeiter von Leipzig-Land“ in den Himmel gehoben und die Arbeiter des 17. sächsischen Wahlkreises gebeten wurden, sie sollten nur gleichen Stammes sein und Herrn Leuschner ihre Stimme geben. Der „Glauchaer Beobachter“ brachte hierauf einen ganz treffenden Artikel, in welchem es u. A. hieß, daß solche Arbeiter, die auf derartigen Leim gingen, in Sachen woß mit der Laterne zu suchen seien. Die Droschken unserer Gegner kogen hin und her und holten verschiedene Wähler zur Arne. Die Arbeiter bewiesen aber ebenfalls ihren Kampfesmut, indem sie sich gegenfeitig die Stiefel und Röde borsten, um nur zur Arne gehen zu können, und wäre die Stimmenschereit nicht gar zu toll gewesen, so hätten wir diesmal eine Stimmengahl erreicht, wie nie zuvor.

Leuschner und seine Kumpane hatten für Glaucha auf mindestens 700 Stimmen Majorität gerechnet. Aber o weh, die Rechnung war falsch, die 700 Stimmen waren aus 49 — sage neunundvierzig! — reduziert. Da sanken die Köpfe der Bourgeois: „Alles ist verloren!“ Auf Leuschner entfielen in Glaucha 1942 Stimmen, auf unsern Kuer, wir sagen es noch einmal, trotz der kolossalen Stimmensauferei 1893. Meerrane wollte die Scharte wieder aus; es lieferte für Kuer eine Majorität von 1550 Stimmen.

Bei der ganzen Wahlschlacht haben wir an Reputation 7 Wahlmanifester verloren. Ein Mann, Namens Müller, wurde auf die Demunition eines Schützes hin — Kunis heißt der Glende — gefangen und mußte 6 Tag krummen. Ferner hatten wir noch einige Verwundete, die sich bei den Strapazen Krankheiten zugezogen. Sonst steht unser Kriegsheer längst wieder gerüstet da, und haben wir selbiges noch um ein Regiment verstärkt.

Zum Schluß unseres Berichtes sei noch bemerkt, daß für die Einfallspolizei der Bismarckspende bei unseren Gegnern ebenfalls Boden vorhanden ist. Glaucha mit seinen Philistern darf doch da nicht fehlen. Da wurden die Bismarck-Bettler von Haus zu Haus geschickt; und namentlich zu der Zeit, wo der Mann auf Arbeit war, wurden den Frauen die Fünfer und Groschen abgeschwindelt: die Frauen mußten die Namen ihrer Männer in die Listen eintragen, und da heißt es dann: Arbeiter-Sympathie für Bismarck! O Dumbug und kein Ende, o Schande und keine Scham!

Am 14. Februar wurde wieder eine Versammlung abgehalten, welche, wie immer, sehr zahlreich besucht war. Reichstagsabgeordneter Rüdiger aus Gera sprach über den Verfalligen Antrag und erwarb sich durch seine treffliche Rede die Zufriedenheit aller Anwesenden.

Mit sozialdemokratischem Grusse!  
Rogentrotz.

**Dresden, 22. März.** Genosse Saube ist bei verschlossenen Thüren zu 4 Wochen Gefängnis verurtheilt worden, 14 Tage Untersuchungshaft wurden abgerechnet.

Unsere Plakate über die Soldatenschänderei haben riesigen Skandal gemacht. Der Bande ist am peinlichsten, wenn man sie öffentlich am Ohr vorführt. Unseren Drillmeistern war's beim Ansehen der Plakate jedenfalls grün und gelb vor den Augen, abgesehen von der Papierfarbe, vor der sie ohnehin scheuen. „Bismarck“, sagen wir Drösner!

**London.** Der kommunistische Arbeiter-Bildungs-Verein feierte die diesjährige Märzfeier am Sonntag den 15. März durch die Aufführung des Schauspiel: Die Rüstigen, welche zu Aller Zufriedenheit ausfiel. Vorher hielt Genosse W. Hoffmann die Festrede. Auf Mittwoch den 18. März war eine internationale Versammlung aller hiesigen Sozialisten in unserm Lokale einberufen, und feierten die Genossen: Dr. Ed. Koenig in englischer, Lavage in französischer, und Kadom in deutscher Sprache mit feurigen Worten das Andenken der Märtyrer. Das Lokal war am 15. und 18. März bis zum letzten Platz gefüllt, und waren die Versammelten vom besten Geiste besetzt.  
H. M.

### Erklärung.

Die im Deutschen Herzen in Genf angeschlagene Sammelliste für die französischen Kammerwahlen zu Gunsten der Sozialdemokratischen Partei in Frankreich wurde abgerufen und geschlossen.

Es ist dies jedenfalls ein Akt deutscher oder französischer Spitzel, um sich die Namen der Unterzeichner zu bezorgen.

Die Unterzeichneten erklären, trotz des inlauen Ausnahmegeretzes in Deutschland und trotz des schmachvollen Verboles der Internationale in Frankreich keine Ursache zu haben, ihre politische Meinung zu verbergen oder ihr internationales Befehl zu leugnen; im Gegentheil, um den Spitzeln das Stehlen unmöglich zu machen, befähigen sie öffentlich, für die sozialdemokratischen Wahlen in Frankreich Beiträge geeignet zu haben.

Genf, 3. April 1885.

H. Michels, Ludwig Klopfer, Ph. Reul,  
P. Zilgen, J. Dunninger.

### Ein Festlied.

Natur, mit deinen strahlenden Küssen,  
Die du die Ewigkeit zur Dauer nimmst;  
Nur zur Vollendung bist du erst erproben,  
Seit du im Menschen zum Bewußtsein kamst.  
Im Menschen nur, daß stürmende Gedanken  
Der Freiheit wunderbares Gut geräut,  
Der auf den Trümmern steht von Trug und Schranken  
Sein eigener Gott, an dich, an dich nur glaubt.

Wohl mag sein Auge tra den Himmel fragen,  
Wenn Sonne an Sonne wirbelnd sich bewegt;  
„Ihr fernern Welten habt ihr je getragen,  
Ein solches Kleinod, wie die Erde trägt?  
Trugt Menschen ihr, die trotz der grauen Zweifel  
Die mild zerplittert ihre beste Kraft,  
Doch stets im Kampfe mit dem alten Teufel,  
Dem Wahne, sich zusammen sich geräut?“

„Und die siegest!“ — Wohlja, Sieg und Triumphe  
Leht schmettern eurer Krieger vollen Chor!  
Es trug der Mensch aus tausendjährigem Stumpfe  
Die Freiheit jubelnd an das Licht empor.  
Was frühe Völker ahnend voremsunden,  
Er freut sich dessen in hochmüthiger Lust;  
Er hat den größten Niesen überunden,  
Vertilgt den Zweifel seiner eignen Brust!

Der einst dem Feuer seine Kniee beugte,  
Der Helatomben opfernd niedersting,  
Der einen Gott auf Erden erzeuete —  
Triumph! der hat jetzt an sich selbst genug!  
Und wie der Kranich flücht die Wolkensbahnen,  
Und wie der Löwe liebt der Wüste Spurr;  
So liebt der Mensch die Furchen seiner Ahnen  
Und weilt entzückt auf seiner Erde nur.

Ob Millionen wandeln auch im Dunkeln —  
Das Jahr entrollt! — es leuchtet seiner Wahl  
Der Stern der neuen Zeit; hell wird er funkeln  
Auch ihren Seelen mit gewaltigem Strahl.  
Die Priester dieser Tage fordern Rechte  
Und Sklaven nicht, — sie fordern laut und frei,  
Daß jeder, treu dem angekommen Rechte,  
Hinfort ein Mensch mit freien Menschen sei.

G. Werth.

### Warnung.

Ein gewisser Rosenbahl, Schuhmacher aus Weßfalen, zu Zeit in Rülhausen im Elsaß, wiederholt als Kammelmittelpieler bestraft, hat sich an verschiedenen Orten als „thätiger Parteigenosse“ aufgestellt.

Derselbe ist notorisch arbeitslos, und haben wir alle Ursache, hiermit dringend vor ihm zu warnen. Arbeitslos und Gauner sind auch käuflich; ihre politische Wichtigkeit ist Schwindel zu „höheren“ Zwecken.

Signalement: Alter: 30 Jahre; Statur: schlank, etwa Nr. 1,65; Haare: blond, stets elegant pomadirt; trägt kräftigen blonden Schnurbart; Gesicht: oval und regelmäßig, fast schön.

Im gleichen Alter wie Rosenbahl steht der Betrüger und Denunziant Baumann, Schuhmacher aus dem Badischen, gegenwärtig in Rülhausen im Elsaß, früher im Deutschen Kreis Basel (in der Gefängnisabteilung). Auch Baumann spielt sich als „guter Sozialist“ auf.

Signalement: Alter 30—33 Jahre; Statur: schlank, ungefähr Nr. 1,70; hat etwas gebogene Beine und gravitätischen Gang; Haare: rötlichblond, kurzgeschritten; Sommerproben im Gesicht, glattrasiert. Er renommirt gern mit seiner Tenorstimme.

Die Rülhäuser Parteigenossen.

Leopold Junge, Schriftsetzer aus Sachsen, wurde wegen Betrauensmißbrauch im Deutschen Verein Basel aus der Mitgliedschaft Basel ausgeschlossen.

Die D. sozialb. Mitgliedschaft Basel.

### Briefkasten

der Redaktion: Einwendungen aus Berlin, Werdau, Dresden, Karlsruhe, Durlach, Chemnitz, Paris und London in nächster Nummer. Pfl. in Ehr: Eine regelrecht geführte Statistik der Maßregelungen wäre allerdings sehr wünschenswerth, leider erschwert aber gerade die Verhältnisse an den Orten, wo die meisten Maßregelungen vorkommen, seine Ausföhrung bedeutend. Wir halten jedoch einen erneuerten Versuch in dieser Richtung nicht für überflüssig, und werden die Sache in einer der nächsten Nummern anregen und Vorschläge zu ihrer Realisirung machen. Was Sie im zweiten Hünich meinen, wird schon längst von der Redaktion berücksichtigt. Es ist aber nicht immer durchführbar. Bedenken Sie, daß wir nicht bloß für Anfänger schreiben und wenn wir immer und immer wieder und nach diesen richten wollten, sehr weilschweifig sein müßten. Betrachten Sie den „Sozialdemokrat“ nicht als einen Ersatz, sondern als eine Ergänzung der Tagespresse. Mehr kann er unter den heutigen Verhältnissen nicht sein. Wir müssen bei unsern Lesern etwas Verständnis für die politischen Fragen voraussetzen, für den Unkundigen ist unsere Broschüren- und Flugblatt-Literatur da.

der Expedition: Herrin: Bf. v. 31/3 erh. u. weiterbeforscht. — r: Druckfehler. Bf. Nr. 14 — heißen, wie auch in Bf. 5 ersicht. Berichtigung bei nächster Fondabg. — h: Radr. v. 6/4 erh. Weiter beforscht. — Bf: Dank für Reserven. F. u. D. gelöst. Die st. thende Vertrauensleute müssen pr. Bf. stets rasch möglichst orientirt werden, deshalb so, nur für diese. — Feuerblume: Mehr Bf. u. Ab. notirt. Fehlendes viel in Zwischenhand geblieben. — Eibrg. Fr. an Sch. längst beforscht. Sollten etwa die Kenntnissen „Vorsehung gespielt“ haben? — Kuprecht: Bf. v. 30. und 31/3. freuzten, Weiterbeforscht. — X 3: Alles erh. u. beforscht. Bf. koste 50 Gts. Straßport d. da durch Beilage. 25 Gramm schwer. Bf. mehr. — Bruna: Beilage gutgebr. Redreffement versucht. Ab. notirt. Schft. wahrscheinlich in Zwischenhand verblieben. Bf. folgt. — Paul Sp.: Gedr. notirt. Hier reißt Alles prompt fort. Ausgegebenes reserchirt. Bf. vorgem. — J. S.: Dank für interessante Radr. v. 3. u. 4/4. Gewärtigen Fort. Bf. gut untergebr. Gruf! — Simon: Ab. c. vorgem. Betr. S. der reime Jauber. Sch. behauptet, nichts für da erhalten zu haben. — Rother Peter: Dank für Aufschluß. Bf. u. c. notirt. Ab. stand unuerlässlich. Beilage beforscht. — Dreifus E.: Bf. v. 1/4. erh. Weiteres sofort mont. Rathbe: Bf. u. c. unterweg. Gewünschtes freuzte mit Bf. v. 4. ds. — Beritas: Einspänner c. nach Borschr. beforscht. — Rother i. S. D.: Auskunft betr. Preis folgt. — Rothbart: Bf. v. 6. erh. Alles notifizirt. — Jürich: Fr. 4 — v. E. G. durch R. pr. Uf. d. d. erh. — 7/9 27: Bf. 2 — pr. Portoverl. à 10. 85 gutgebr. — B. H. Lidgo: Fr. 25 — à 10. Ab. gutgebr. Weiteres erwartet. — Reichenstein: Bf. 20 — Ab. 2. Du. pr. 9 dr. u. à 10. erh. Rv. nicht erh. Ditz. in 15 mit Bf. 65 60 à 10. G. zu ergänzen, waren pr. Fed. früher quittirt. — Bf. mehr. — Fr. 2. G. Genf: Fr. 3 35 Ab. 2. Du. u. Schft. erh. — A. M. M. Fr. 2 — Ab. 2. Du. erh. — S. B. Gld.: Bf. 4 30 Ab. 2. Du. erh. — R. S. R.: Fr. 2 50 Ab. 2. u. 3. Du. durch R. erh. — Constan: Bf. 6 47 Ottopenne gesammelt im Barbarossa d. d. erh. — Jürich Dntel: Bf. 2 — Ab. 2. Du. erh. — R. S. J.: Bf. 2 — Ab. 2. Du. erh. — B. Sch. 2.: Bf. 4 30 Ab. 2. Du. erh. — A. d. Schwarzsch.: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh. — J. S. Rg.: Bf. 4 30 Ab. 2. Du. erh. — Rother Kaplan: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh. Bf. 1 30 v. Ab. d. Bf. Jagen. — J. R. Hull: Bf. 6 — Ab. 1. u. 2. Du. erh. — A. F. Bel: Chateau: Fr. 2 50 Ab. 2. Du. erh. — B. H. A.: Bf. 9 — Ab. 2. Du. erh. — Dgl. R.: Bf. 4 30 Ab. 2. Du. erh. — Feidj. a. b. bl. Donau: Bf. 9 — Ab. 2. Du. u. Bf. 6 — pr. Ab. „gegen die Kinderpeß“ d. d. erh. — B. G. Telorman: Bf. 5 — Ab. 1. u. 2. Du. u. Schft. erh. Fr. 2 50 pr. Ab. d. d. verw. — Feuerländer: Bf. 4 50 Ab. 2. Du. Sch. erh. Bf. 1/4. Bf. — Bf. 2. Du. erh. — Rother Frig: Bf. 1 — Ab. April erh. B. wird beforscht. Ber-sprochenes angenehm. — Fr. R. W.: Bf. 3 — Abon. 2. Du. erh. — Bern: Fr. 15 25 v. Df. Ber. „Antibismarckspende“ pr. Uf. d. d. erh. — Brgf.: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh. — J. R. Bf.: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh. — Rdrfr.: Bf. 4 30 Ab. 2. Du. erh. — E. Weiland, Rio de Janeiro: Fr. 20 — à 10. Ab. u. Schft. erh. Auffg. folgt. Alles beforscht. — Redaripize: Bf. 3 — Ab. 2. Du. S. u. D. erhalten. Bf. 4 — pr. Uf. d. d. eingestellt. Chr. ist der Korne. Dank für weiter Ermitteltes. — L. R. Hng.: Bf. 4 30 Ab. 2. Du. erh. — C. D. Hng.: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh. — J. Sch. R. in Bf.: Bf. 2 20 f. Schft. erh. — L. S. Hll.: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh. — Patore: Bf. 35 40 Ab. 4. Du. 84, Ab. 1. Du. 85 u. 1 P. 2. Du. 85 erh. — Ferd.: Bf. v. 3/4. neßt Auffg. erh. — B. R. Chr.: Bf. 3 — Ab. 2. Du. erh.

### An unsere Korrespondenten.

Wir bitten in jedem Brief u. s. w. stets deutlich anzugeben, welche Briefe, Sendungen u. s. w. bis zu Abgang eingetroffen waren. Bei Adressänderungen, Adressirungen und dergleichen ist unbedingt Vorkehrung zu treffen, etwa Laufendes in sichere Hand zu legen. Alle Adressirungen bitten wir in Deutsch- und Lateinschrift (bezüglich Kontrolle) deutlich zu schreiben. Dedadressaten ober deren Angehörige sind zur Ablieferung sofort nach Empfangnahme strengstens anzuhalten.

Expedition des Sozialdemokrat.

**Zürich** Samstag, 11. April, Abends 8 Uhr, im Saale des Cafe Beck, Spitalquartier:

### Geschlossene

**Versammlung der deutschen Sozialisten.**

Tagesordnung:

Wichtige Parteiangelegenheiten.

Zahlreiches Erscheinen erwartet

Der Lokalausschuß.

Schwizerische Genossenschaftsdruckerei in Ostingen-Zürich.